

4 Bedeutung visuell erleben

In den vorherigen Kapiteln habe ich versucht zu erklären, was ein Bild *ist*: Ein Bild ist ein flacher Gegenstand, der für etwas steht, und so ähnlich aussieht wie das, wofür er steht. In diesem Kapitel möchte ich untersuchen, was es bedeutet, ein Bild visuell *wahrzunehmen*.

Die Antwort scheint direkt aus der Erklärung des Bildbegriffes zu folgen. Wenn ein Bild ein Gegenstand *ist*, der so ähnlich aussieht, wie ein anderer Gegenstand, dann nehmen wir das auch wahr, wenn wir ihn betrachten. Wir sehen etwas, das so ähnlich aussieht, wie etwas anderes. Unsere Wahrnehmung von Bildern ist also durch das ähnliche Aussehen der Bilder geprägt. Beim Betrachten eines Bildes von einem Baum sehen und erleben wir die Ähnlichkeiten mit einem Baum.

Aber diese Erklärung wird den visuellen Erlebnissen beim Betrachten von Bildern nicht wirklich gerecht, oder ist zumindest unvollständig. Wer das Bild eines Baumes betrachtet, der erlebt ein Phänomen, das man als „Hineinsehen“ bezeichnen könnte. Man sieht den Baum gewissermaßen *in dem Bild* oder *in das Bild hinein*. Dieses „Hineinsehen“ ist etwas anderes, als nur eine Ähnlichkeit zu erkennen. Eine Fichte zu betrachten, und dabei eine Ähnlichkeit mit einer Tanne zu bemerken, scheint sich wesentlich von dem visuellen Erlebnis zu unterscheiden, das man hat, wenn man eine Tanne „in“ einem Bild sieht.

Das „Hineinsehen“ von Dingen in Bilder oder Skulpturen wird daher häufig als charakteristisches Merkmal bildlicher Darstellung aufgefasst, als ein besonderes visuelles Erlebnis, das mit den gewöhnlichen Begriffen der Wahrnehmung nicht zu fassen sei. Bilder würden nicht nur so *aussehen* wie die abgebildeten Dinge, sondern wir könnten Dinge *in* ihnen sehen.

Ich möchte zeigen, dass dieses „Sehen von Dingen in Bildern“ mit der Bedeutung der Bilder zusammenhängt, und damit, dass Bilder sich auf die abgebildeten Dinge beziehen. Ähnliches Aussehen alleine macht eine farbige Fläche nicht zu einem Bild von einem Gegenstand, sondern das Bild muss auch ein Zeichen für den abgebildeten Gegenstand sein. Wenn man also ein Bild betrachtet, dann sieht man nicht nur eine ähnlich aussehende Fläche, sondern man sieht ein Zeichen. Diese Wahrnehmung des Bildes *als* etwas, das Bezugnahme hat, macht das Erlebnis des Hineinsehens aus.

Ich will in diesem Kapitel also untersuchen, wie die „Bedeutung“ eines Bildes in die Wahrnehmung des Bildes eingeht, und wie das dazu führt, dass wir Dinge *in* Bildern sehen können.

4.1 Das visuelle Erlebnis des „Hineinsehens“

Paul schaut auf eine Wand. Es ist keine glatte einförmige Wand, sondern ihre Oberfläche ist rau, mit Flecken und Unebenheiten. Zuerst sieht Paul nichts Besonderes. Doch dann, nachdem er einige Zeit nur gestarrt hat, erscheint in den Flecken plötzlich ein Gesicht. Er *sieht* ein Gesicht *in* den Flecken der Wand. Das Phänomen ist uns allen seit der Kindheit bekannt. Man muss nur lange genug auf eine unebene Wand oder einen zerklüfteten Stein schauen, und schon bald kann man darin Figuren erkennen, Gesichter, Tiere, Häuser, Berge. Wie von Geisterhand gemalt kommen und vergehen sie. Manche bleiben lange bestehen, andere leuchten nur kurz auf und sind dann auf immer verloren. Hat man sich dieses Phänomen einmal vergegenwärtigt, so stellt man fest, wie häufig es auch in anderen Zusammenhängen auftritt. In Wolken können wir Tiere und Schlösser sehen, in den Sternen des Nachthimmels einen großen Wagen mit Deichsel, in den Scheinwerfern und Stoßstange eines VW-Käfers ein lachendes Gesicht und „in“ der Landkarte von Italien einen Stiefel.

Ist dieses „Sehen-in“ auch der Schlüssel, um Bilder zu verstehen? Es liegt nahe das zu glauben. Leonardo da Vinci gab seinen Schülern die berühmte Empfehlung, alte Mauern zu betrachten, um darin Figuren zu sehen, und so ihren Blick für die Malerei zu schärfen.²⁰⁶ Man scheint nämlich in einer Zeichnung auf die gleiche Weise Figuren zu sehen, wie man in der Wand ein Gesicht sehen kann. Ein paar Linien von Picasso scheinen sich genau deswegen in ein Bild zu verwandeln, weil man in ihnen plötzlich eine Taube sehen kann. Und sprechen wir nicht von *Sternbildern*, weil es uns gelingt, darin Figuren zu erkennen?

Was für flüchtige Skizzen und Sternbilder gilt, könnte dann auch für andere Bilder zu gelten. Wir sehen Dinge in der farbigen Oberfläche eines Bildes, so wie wir Gesichter in fleckigen Wänden sehen. Um die Wahrnehmung von Bildern zu beschreiben, müsste man also dieses Sehen-in-Phänomen verstehen. Es scheint ein ganz besonderes Phänomen zu sein, das in verschiedenen Zusammenhängen auftauchen kann, und bei Bildern ganz besonders ausgeprägt ist.

²⁰⁶ Leonardo da Vinci, *Traktat über die Malerei*; S. 384.

Doch ich glaube, dass die Wahrnehmung von Bildern auf diese Weise nicht verstanden werden kann. Sehen-in ist keine spezielle Form visueller Wahrnehmung, sondern ein *Verstehen* des Bildes. Der Versuch, es als ein visuelles Erlebnis zu beschreiben, muss scheitern.

1 Richard Wollheim: Sehen-in als eigenständiges visuelles Phänomen

Der prominenteste Vertreter einer Sehen-in-Theorie von Bildern ist Richard Wollheim. Sehen-in ist laut Wollheim ein spezielles visuelles Erlebnis, zu dem Menschen fähig sind. Es darf nicht mit normaler visueller Wahrnehmung gleichgesetzt werden. Wie schon erwähnt tritt es nicht nur bei Bildern auf, sondern auch bei Wolken, fleckigen Wänden oder Rorschach-Figuren. Man *sieht* jeweils einen Gegenstand oder einen Sachverhalt *in* einem anderen Gegenstand.

Bilder machen sich dieses Phänomen gezielt zu nutze, so Wollheim. Ein Künstler, der ein Bild malt, gestaltet es so, dass es für einen Betrachter möglich ist, bestimmte Dinge darin zu sehen. Es gibt ganz verschiedene Techniken, um diesen Effekt zu erreichen, und in der Geschichte der Kunst wurden immer wieder neue entdeckt. Einem Künstler gelingt es genau dann etwas abzubilden, wenn es ihm gelingt ein Sehen-in hervorzurufen.

Das eben Gesagte kann in eine Definition von Bildern umgewandelt werden: Ein Bild ist dann ein Gegenstand, in dem man etwas sehen kann. Von anderen Gegenständen, in denen man ebenfalls etwas sehen kann, wie z.B. fleckige Wänden oder Wolken, unterscheiden sich Bilder durch einen „Korrektheitsstandard“, so Wollheim. Bilder sind mit einer *Absicht* hergestellt worden, und daher *kann* man in ihnen nicht nur etwas sehen, sondern man *soll* auch etwas Bestimmtes sehen. In dem Portrait von Heinrich VIII soll ein Betrachter Heinrich VIII sehen, auch wenn man vielleicht ebenso den Schauspieler Charles Laughton darin sehen könnte.²⁰⁷ Wollheim definiert Bilder also folgendermaßen: Etwas ist genau dann ein Bild, wenn es hergestellt wurde, damit ein geeigneter Betrachter bestimmte Dinge darin sehen soll.

Wollheim macht dabei zwei Aussagen: Erstens definiert er Bilder in Bezug auf unsere visuellen Erlebnisse, die wir beim Betrachten von Bildern haben. Und zweitens behauptet er, dass diese visuellen Erlebnisse ein Sehen-in sind: „First, there is the broad structural claim that the way to understand pictorial representation is through what we

²⁰⁷ Wollheim, *Seeing-as, Seeing-in and Pictorial Representation*, S. 206.

see, or, more precisely, what we correctly see, when we look at representations. [...] Secondly, there is the narrower substantive claim about the general nature of the experience to be had in front of a representation, or what such an experience is like. [...] And the substantive claim that I make is a version of the last kind of view, a version that I have tried to identify through use of the notion of seeing-in.”²⁰⁸

Wollheim versucht also nicht nur unsere visuelle Wahrnehmung von Bildern zu beschreiben, sondern er glaubt, dass dadurch der Begriff des Bildes verstanden werden kann. Das wäre eine Besonderheit von Bildern, die sie von dem meisten anderen Gegenständen unterscheidet. Wer die Wahrnehmung z.B. eines Rotkehlchens beschreibt, der erwartet ja nicht, dass er dadurch etwas über den Begriff des Rotkehlchens erfährt. Im Gegensatz zu Rotkehlchen sind Bilder für Wollheim eine Art visueller Disposition, könnte man sagen. Eine Disposition ist eine Eigenschaft, die ein Gegenstand besitzt, weil er in bestimmten Situationen bestimmte Effekte auslöst. So wie eine Geschichte lustig ist, genau dann, wenn sie eine bestimmte Stimmung in uns hervorruft, so ist laut Wollheim ein Gegenstand ein Bild, genau dann, wenn er bestimmte visuelle Erlebnisse in uns hervorruft. Wir müssen dann diese visuellen Erlebnisse verstehen, um zu verstehen, was ein Bild ist (und nicht umgekehrt Bilder verstehen, um die visuellen Erlebnisse davon zu verstehen).

Was also ist dieses visuelle Erlebnis eines Sehen-in? Charakteristisch ist, laut Wollheim, dessen „Zweifachheit“ („twofoldness“). Zweifachheit bedeutet, dass wir auf bestimmte Art und Weise zwei Dinge gleichzeitig wahrnehmen. Beim Betrachten eines Bildes nehmen wir sowohl die Bildoberfläche als auch den abgebildeten Gegenstand wahr. Der Betrachter eines Pferde-Bildes hat also ein visuelles Erlebnis, bei dem er sowohl das physische Bild als auch ein wirkliches Pferd wahrnimmt (Wollheim spricht jeweils von „to be aware of“)²⁰⁹. Diese beiden „Wahrnehmungen“ sind allerdings keine normalen eigenständigen Wahrnehmungen. Man nimmt nicht einfach gleichzeitig ein Pferd und eine Oberfläche wahr. Es handelt sich nicht einmal um zwei Erlebnisse, die man voneinander trennen kann. Sondern sie sind zwei „Aspekte“ eines einzigen visuellen Erlebnisses, wobei der eine Aspekt von der Bildoberfläche handelt („configurational aspect“) und der andere von den abgebildeten Dingen, die man darauf erkennt („recognitional aspect“). Die beiden Aspekte sind nur vergleichbar, oder

²⁰⁸ Wollheim, *What makes representational painting truly visual?*, S. 132.

²⁰⁹ Wollheim, *What makes representational painting truly visual?*, S. 133.

„*analog*“ mit der Wahrnehmung einer Oberfläche und der Wahrnehmung eines Pferdes. Dabei geht es Wollheim vor allem um „phänomenale“ Gemeinsamkeiten. In „phänomenaler“ Hinsicht ist der erste Aspekt vergleichbar dem visuellen Erlebnis, das man hat, wenn man die Bildoberfläche wahrnimmt, *ohne* etwas darin zu sehen. Und der zweite Aspekt ist in „phänomenaler“ Hinsicht mit der Wahrnehmung eines Pferdes vergleichbar, dem man von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht.²¹⁰ In phänomenaler Hinsicht ist Sehen-in sozusagen die untrennbare Mischung aus dem Betrachten einer Farbfläche, die man nicht als Bild versteht, und dem Betrachten der abgebildeten Gegenstände, wenn diese wirklich dort wären.

Viel mehr als diese dünne Charakterisierung von Sehen-in gibt Wollheim nicht. Den Zusammenhang zwischen den beiden Aspekten will er nicht näher beschreiben, weil dies gleichzeitig der Zusammenhang ist, zwischen der farbigen Fläche und der Möglichkeit etwas darin zu sehen.²¹¹ Und Wollheim glaubt nicht, dass man angeben kann, welche Farbstrukturen genau bei uns Menschen welches Sehen-in hervorrufen. Wollheim hält eine Erklärung dieses Zusammenhangs aber auch nicht für notwendig. Sehen-in zeichnet sich dadurch aus, *dass* die beiden Aspekte vorhanden sind, und nicht dadurch, *wie* sie im Speziellen miteinander verknüpft sind. Aber nicht nur der Zusammenhang zwischen den beiden Aspekten bleibt offen. Wollheim beschreibt auch die Aspekte selbst nicht genauer. Insbesondere will er offen lassen, in welcher phänomenalen Hinsicht die beiden Aspekte mit normaler Wahrnehmung vergleichbar sind: „And we get not so much into error as into confusion if, without equating either aspect of the complex experience with the simple experience after which it can be described, we ask how experientially like or unlike each aspect is to the analogous experience.“²¹²

Obwohl der Begriff des „Sehen-in“ viele Anhänger gefunden hat, wurde Wollheims Weigerung, ihn klarer zu fassen, oft kritisiert.²¹³ Man warf ihm vor, gar nicht zum eigentlichen Problem beim Betrachten von Bildern vorzustoßen. Sehen-in sei nur der Ausgangspunkt für eine Untersuchung von Bildern, und man müsse erklären, was er

²¹⁰ Wollheim, *Painting as an Art*, S. 46.

²¹¹ Wollheim, *Imagination and Pictorial Understanding*, S. 47.

²¹² Wollheim, *Painting as an art*, S. 46.

²¹³ Siehe z.B. Lopes, *Understanding Pictures*, S. 44; Budd, *On Looking at a Picture*, Walton, *Seeing-In and Seeing Fictionally*.

genau bezeichne.²¹⁴ Ohne eine solche Erklärung bliebe offen, *wie es sein kann*, dass wir bei Bildern den Eindruck haben, gleichzeitig die Leinwand und die abgebildeten Dinge zu sehen.

Doch ich glaube, dieser Vorwurf basiert auf einem Missverständnis. Die meisten Bildtheorien versuchen die Wahrnehmung von Bildern als einen Fall normaler Wahrnehmung darzustellen; als einen komplexen Fall von Wahrnehmung, aber nichts desto trotz als einen normalen. „Normal“ in dem Sinne, dass die gleichen visuellen, Fähigkeiten, Erlebnisse oder Phänomene dabei vorkommen wie bei der Wahrnehmung anderer Gegenstände. Nur sind Bilder eben komplexe Gegenstände und daher ist auch ihre Wahrnehmung eine komplexe Sache. Ähnlichkeits-Theorien, Illusions-Theorien und sogar Zeichentheorien versuchen die Wahrnehmung von Bildern mit den Begriffen zu beschreiben, mit denen wir auch die Wahrnehmung von Gegenständen beschreiben, die keine Bilder sind. Eine *Beschreibung* von Bildwahrnehmung ist dann eine Beschreibung in den Begriffen normaler visueller Wahrnehmung.

Aber wie schon erwähnt, kann man von einer Beschreibung der Wahrnehmung eines Gegenstandes (z.B. des Rotkehlchens) eigentlich keine Antwort darauf erwarten, was diesen Gegenstand ausmacht (den Begriff des Rotkehlchens). Wenn Sehen-in also dazu geeignet sein soll, den *Begriff* des Bildes zu erklären, dann kann es nicht einfach eine normale Form von Wahrnehmung sein. Zumindest scheint das Wollheims Position zu sein. Auf jeden Fall ist Sehen-in für ihn *keine* normale Wahrnehmung.²¹⁵ Sehen-in ist ein besonderer Modus von Sehen, und nicht der normale Modus von Sehen angewandt auf besondere Dinge. Bilder rufen in uns eine ganz eigene Art von Erlebnissen hervor.

Es wird nun klar, warum Wollheim glaubt, Sehen-in nicht genauer beschreiben zu müssen. Wenn es sich um ein eigenständiges Erlebnis handelt, dann kann man es nämlich gar nicht unbedingt beschreiben. Erstens, so argumentiert Wollheim, gibt es keine „kanonische phänomenologische Methode“ um eigenständige Erlebnisse zu beschreiben. Zweitens, so Wollheim weiter, sei unklar, was eine solche Beschreibung leisten sollte: Wer ein bestimmtes Erlebnis noch nie gehabt habe, dem kann man auch nicht beschreiben, wie es wäre, das Erlebnis zu haben.²¹⁶ Das Erlebnis von Sehen-in ist also vergleichbar mit dem Erlebnis von „rot-sehen“. Man kann es mit Hilfe von

²¹⁴ Hopkins, *What Makes Representational Painting truly visual?*, S. 162.

²¹⁵ Das wird besonders deutlich in Wollheim, *Seeing-As, Seeing-In and Pictorial Representation*, S. 217-224 in einer Abgrenzung gegenüber „straightforward perception“.

²¹⁶ Wollheim, *On Pictorial Representation*, S. 20.

Analogien mit anderen visuellen Erlebnissen beschreiben, aber mehr als solche Analogien kann man von einer solchen Beschreibung dann auch nicht erwarten.

Ob Sehen-in ein interessantes Merkmal bei der Wahrnehmung von Bildern ist, hängt also hauptsächlich davon ab, ob es ein eigenständiges Phänomen ist. Wenn es gelingt, das zu zeigen, dann sind Bilder eine besondere Art visueller Gegenstände, weil sie eine besondere Art visueller Erlebnisse hervorrufen. Die Frage lautet also, ob es möglich ist, Sehen-in von anderem Sehen abzugrenzen. Und ich will zeigen, dass Wollheim diese Abgrenzung nicht gelingt.

2 „Zweifachheit“ ist kein Argument für ein eigenständiges Sehen-in

Lässt sich Sehen-in von normalem Sehen abgrenzen, weil es „Zweifachheit“ besitzt? Wenn „Zweifachheit“ nur bedeutet, dass dabei gleichzeitig zwei Dinge wahrgenommen werden, dann ist das nicht der Fall. Denn auch bei ganz normalem Sehen kann man zwei Dinge gleichzeitig wahrnehmen. z.B. ein Haus und einen Baum, der daneben steht.

Wollheim beschreibt die Zweifachheit von Sehen-in allerdings als zwei *untrennbar* miteinander verbundene Aspekte einer visuellen Wahrnehmung. Man sieht das eine, *indem* man das andere sieht, könnte man sagen, und das gilt nun nicht für den Baum und das Haus. Aber nicht jedes visuelle Erlebnis mit untrennbaren Aspekten ein Sehen-in. Wenn man z.B. einen Zugschaffner sieht, der ein Mann ist, dann hat man ein visuelles Erlebnis mit ebenfalls zwei untrennbaren Aspekten, die gleichzeitig stattfinden: Erstens die Wahrnehmung eines Mannes und zweitens die Wahrnehmung eines Zugschaffners. Man sieht den Zugschaffner, indem man den Mann sieht, könnte man auch hier sagen. Das Sehen des Zugschaffners kann so wenig vom Sehen des Mannes getrennt werden, wie das Sehen des abgebildeten Gegenstandes vom Sehen des Bildes. (Natürlich kann man den Mann sehen, ohne den Zugschaffner visuell zu erkennen. Aber man kann auch das Bild sehen, ohne den abgebildeten Gegenstand visuell zu erkennen) Visuelle Wahrnehmung hat sehr häufig verschiedene untrennbare Aspekte, und somit handelt es sich nicht um ein spezifisches Merkmal von Sehen-in.

Um Sehen-in von anderem Sehen abzugrenzen, könnte man nun zusätzlich fordern, dass dabei etwas wahrgenommen wird, was nicht wirklich vorhanden ist. Wenn man ein Pferd in einem Bild sieht, dann ist da in Wirklichkeit kein Pferd, sondern nur das Bild. Sehen-in ist nicht nur ein zweifaches Sehen, könnte man sagen, sondern immer auch ein Sehen von Dingen, die nicht in Wirklichkeit dort sind, wo man sie sieht. Wollheim fügt

sogar hinzu, dass bei Sehen-in zwei Dinge wahrgenommen werden, die sich räumlich ausschließen: das Bild ist flach und das abgebildete Pferd ist räumlich, und im Grunde können sich nicht beide an der gleichen Stelle befinden.²¹⁷ Sehen-in bei Bildern wäre also die Wahrnehmung zweier Dinge, von denen nur eines vorhanden ist, und die sich vielleicht sogar räumlich ausschließen müssen.

Aber die Bedingung, dass bei Sehen-in etwas wahrgenommen wird, was nicht vorhanden ist, gilt auch für jede visuelle Täuschung, und Wollheim bestreitet, dass visuelle Täuschungen Fälle von Sehen-in sind.²¹⁸ Außerdem wird auch beim Sehen-in nicht immer etwas wahrgenommen, was sich räumlich ausschließt: Es gibt (flache) Bilder, die flache Gegenstände abbilden, wie z.B. die Zeichnung eines Teppichs. Und auch wenn man einen Elefant in einer Wolke sieht, dann wird dabei nichts wahrgenommen, was sich räumlich ausschließt. Sehen-in ist also nicht die gleichzeitige Wahrnehmung sich ausschließender Dinge.

Zweifachheit scheint also kein spezifisches Merkmal von Sehen-in zu sein. Abgesehen davon könnte man auch hinterfragen, ob eine solche Zweifachheit bei Bildern überhaupt immer gegeben ist, egal wie sie definiert wird. Vor allem die Gleichzeitigkeit der beiden Aspekte ist problematisch. Beim Sehen von Gesichtern in fleckigen Oberflächen gibt es den Effekt, dass die Gesichter verschwinden, wenn man seine Aufmerksamkeit zu sehr auf die Flecken selbst richtet. Gerade noch hat man das Gesicht gesehen, aber wenn man wieder die Flecken betrachtet, ist das Gesicht plötzlich verschwunden. Den gleichen Effekt gibt es auch bei Bildern mit groben Pinselstrichen oder Rasterpunkten. Betrachtet man die einzelnen Pinselstriche oder Punkte, so verlieren sich die abgebildeten Dinge. Ernst Gombrich hat sogar die These vertreten, dass dies für alle Bilder gelte. Man könne nie gleichzeitig die Bildoberfläche und die abgebildeten Dinge sehen, sondern immer nur abwechselnd das eine oder das andere. Sehe man die Farbstrukturen auf der Oberfläche, so verschwänden die abgebildeten Dinge, und umgekehrt.²¹⁹ Die Frage ist nun weniger, ob Gombrichs Behauptung für alle Fälle von Bildbetrachtung zutrifft. Das ist nicht der Fall, so scheint es mir, denn häufig bewundern wir ja gerade den Zusammenhang zwischen Pinselstrichen und Bildinhalt.

²¹⁷ Dies scheint Wollheims Idee zu sein, wenn er die erste Stufe von Sehen-in als „three-dimensionally related“ bezeichnet, siehe Wollheim, *Painting as an Art*, S. 21. Ebenso Wollheim, *Seeing-As, Seeing-In and Pictorial Representation*, S. 223.

²¹⁸ Siehe dazu auch Schier, *Deeper into Pictures*, S. 17-19.

²¹⁹ Gombrich, *Art and Illusion*, S. 5; Siehe auch Winter, *Aesthetic Representations* S. 19.

Aber es reicht ein einziges Beispiel in Gombrichs Sinne, um Wollheim in Schwierigkeiten zu bringen. Denn wenn es Bildbetrachtung ohne Zweifachheit gäbe, dann wäre Zweifachheit entweder nicht notwendig für Sehen-in, oder aber Sehen-in nicht notwendig für das Betrachten eines Bildes. Und beides will Wollheim nicht akzeptieren.²²⁰ Doch warum sollte man sich, kein Trompe-l'œil²²¹ vorstellen, das so beschaffen ist, dass man entweder einer Illusion erliegt, und die Bildoberfläche nicht erkennen kann, oder man so nahe herantreten muss, dass die abgebildeten Dinge nicht mehr zu sehen sind? Man würde nie das Abgebildete und die Bildoberfläche zugleich sehen können, und trotzdem scheint es sich dabei um ein Bild zu handeln.²²²

Die Gleichzeitigkeit der beiden Aspekte ist für Bilder also gar nicht so selbstverständlich. Noch problematischer ist aber Wollheims Beschreibung der Aspekte selbst. Der „Erkennungs“-Aspekt soll analog zum Sehen der abgebildeten Dinge von Angesicht zu Angesicht sein und der „Konfigurations“-Aspekt soll analog zum Sehen der Bildoberfläche sein. Sehen-in soll also ein Erlebnis sein, das mit zwei anderen visuellen Erlebnissen vergleichbar ist.

Doch erleben wir tatsächlich so etwas, wenn wir ein Bild betrachten? Beginnen wir mit dem ersten Aspekt, der einem tatsächlichen Sehen des abgebildeten Gegenstandes analog ist. In welcher Hinsicht ist die Wahrnehmung eines Strichmännchens analog zu der Wahrnehmung eines echten Menschen? Wollheim verweist auf visuelle Wiedererkennungsfähigkeiten des abgebildeten Gegenstandes, die in beiden Fällen gleich seien.²²³ Aber etwas wiederzuerkennen bedeutet eigentlich, es auch dafür zu halten. Man hält die Maus auf dem Bild aber nicht für eine wirkliche Maus. Wollheim müsste also näher spezifizieren, *was* an der Maus wiedererkannt wird, damit seine Analogie aussagekräftig wird.²²⁴

²²⁰ Siehe Wollheim, *Seeing-As, Seeing-In, and Pictorial Representation*, S. 214.

²²¹ Trompe-l'œil sind noch aus einem anderen Grund für Wollheim problematisch. Denn solche Bilder sind sicherlich nicht mit der *Absicht* geschaffen, etwas in ihnen zu sehen (im Sinne einer Zweifachheit des visuellen Erlebnisses), sondern um visuell zu täuschen. Sie fallen daher nicht unter Wollheims Definition eines Bildes, was dieser auch zu akzeptieren scheint, obwohl dies wenig intuitiv ist.

²²² Diese Kritik findet sich ausführlicher bei Levinson, *Wollheim on Pictorial Representation*, S. 30-32, und Lopes, *Understanding Pictures*, S. 47-51.

²²³ Wollheim, *On Pictorial Representation*, S. 20.

²²⁴ Eine solche Spezifizierung würde direkt zu einem ähnlichen Aussehen führen, so scheint mir. Die Wahrnehmung der Zeichnung ist analog zur Wahrnehmung einer Maus, weil Maus und Zeichnung in bestimmter Hinsicht ähnlich aussehen.

Vor allem aber der „Konfigurations“-Aspekt ist problematisch. Er soll phänomenologisch vergleichbar mit einem Sehen der Bildoberfläche sein. Aber nicht so, wie man die Oberfläche normalerweise sieht, nämlich als Bild von etwas, auf dem man die abgebildeten Dinge erkennt. Denn dann bräuchte man den anderen Aspekt ja nicht mehr. Der Aspekt soll stattdessen analog zu dem Erlebnis sein, „einfach“ die Oberfläche zu sehen, ohne etwas darauf zu erkennen.²²⁵ Doch was für ein Erlebnis könnte das sein? Kann man sich vorstellen, wie es wäre, das Bild zu sehen, ohne die darauf abgebildeten Dinge zu erkennen? Das wäre viel verlangt, denn meistens ist es für uns praktisch unmöglich, die abgebildeten Dinge *nicht* zu sehen, wenn wir ein Bild betrachten. Man kann auch bei größter Anstrengung eine gute Fotografie von einem Gesicht nicht nur als Farbmuster sehen. Es wäre fast damit vergleichbar, ein wirkliches Gesicht nicht als Gesicht erkennen zu wollen. Der „Konfigurations“-Aspekt soll also analog einem visuellen Erlebnis sein, das wir nicht kennen und uns kaum vorstellen können. Warum sollte es diesen Aspekt dann geben?

Man könnte versuchen den „Konfigurations-Aspekt“ schwächer zu interpretieren. Vielleicht ist er nicht analog einem Sehen des Bildes *nur als* farbige Fläche, sondern analog zum Sehen des Bildes *auch als* farbige Fläche. Man würde dann den Aspekt nicht mit dem visuellen Erlebnis vergleichen, das man hat, wenn man blind für die abgebildeten Dinge ist, sondern mit dem visuellen Erlebnis, das man hat, wenn man unter anderem erkennt, dass es eine Oberfläche ist. Aber so interpretiert fällt der Aspekt mit dem verglichenen Erlebnis zusammen. Beim Betrachten des Bildes sieht man ja tatsächlich eine farbige Fläche und man sieht auch, dass da eine farbige Fläche ist. Man erlebt nicht nur etwas visuell Vergleichbares. Der „Konfigurations-Aspekt“ von Sehen-in ist dann einfach ein normales (epistemisches) Sehen. Man sieht, dass da eine farbige Fläche ist. So vernünftig das erscheint, so schwierig macht es aber die Rechtfertigung für ein eigenständiges Phänomen von Sehen-in, das ja gerade kein normales Sehen sein sollte. Wenn der eine Aspekt von Sehen-in ein ganz normales Sehen ist, wie kann er dann Teil eines ganz eigenständigen visuellen Phänomens sein? Zumindest ist dieser Aspekt dann kein *Grund* dafür, einen Unterschied zwischen Sehen-in und normalem Sehen zu vermuten.

²²⁵ Wollheim, *Painting as an Art*, S. 46.

Wollheims Charakterisierung von Sehen-in ist also erstens nicht ganz unproblematisch, und zweitens gibt sie uns kein Kriterium zur Hand, um Sehen-in von anderer visueller Wahrnehmung zu unterscheiden.

3 Der Unterschied zwischen Sehen-in und Illusionen

Der Unterschied zwischen Bildern und Illusionen ist eines der Hauptmotive, Sehen-in als eigenständiges Phänomen zu verstehen. Das Ausgangsproblem ist folgendes: In einem gewissen Sinne *sehen* wir die abgebildeten Dinge auf Bildern. Aber diese Dinge sind nicht wirklich vorhanden. Also sehen wir etwas, was nicht vorhanden ist. Aber etwas zu sehen, was nicht vorhanden ist, nennen wir eine visuelle Täuschung oder Illusion.²²⁶ Nun scheinen Bilder aber keine Illusionen zu sein. Also entsteht ein Widerspruch.

Meine These, dass Bilder so ähnlich aussehen, wie das, das sie abbilden, entspricht einer Ablehnung der ersten Prämisse. Wenn wir das Bild betrachten, so sehen wir nicht die abgebildeten Dinge, sondern wir sehen nur etwas, das so ähnlich aussieht wie diese. Wenn auf einem Bild ein Haus abgebildet ist, dann können wir dort Form- und Farbeigenschaften eines Hauses sehen, aber nicht das Haus selbst. Die „visuelle Unmittelbarkeit“ von Bildern ist eine visuelle Unmittelbarkeit gemeinsamer Eigenschaften.

Wollheims Idee, Sehen-in als eigenständiges Phänomen aufzufassen, ist ebenfalls eine Ablehnung der ersten Prämisse. Wir *sehen* die abgebildeten Dinge auf Bildern nicht, so Wollheim, weil wir sie nicht in einem normalen Sinne sehen. Sehen-in ist kein normales Sehen, sondern ein eigenständiges visuelles Phänomen. Und wenn die abgebildeten Dinge nicht in einem normalen Sinne gesehen werden, dann wird in diesem normalen Sinne auch nichts gesehen, was nicht vorhanden ist. Also gibt es keine visuelle Täuschung oder Illusion.²²⁷

²²⁶ Ich werde den Begriff der visuellen Täuschung hier gleichbedeutend mit Illusion verstehen und somit schwächer, als wir ihn bisher verwendet haben. Eine Illusion (auch in Wollheims Sinne) ist ein visuelles Erlebnis, das visuell ununterscheidbar ist von der Wahrnehmung eines bestimmten Gegenstandes. Man muss dabei nicht tatsächlich eine falsche Überzeugung gewinnen, sondern es reicht aus, wenn man „geneigt“ ist, sie zu gewinnen.

²²⁷ „Sehen“ und „Sehen-in“ könnte man mit „glauben“ und „hoffen“ vergleichen. Wenn man etwas glaubt, was nicht zutrifft, so täuscht man sich. Aber wenn man etwas hofft, was nicht zutrifft, so täuscht man sich nicht, weil hoffen kein Glauben ist. Ebenso: Man täuscht sich, wenn man etwas sieht, das nicht vorhanden ist. Aber man täuscht sich nicht, wenn man Dinge *in* einem Bild sieht, die es nicht gibt.

Doch Wollheims Lösung ist problematisch. Denn Sehen-in muss nun zugleich ein Sehen sein und kein Sehen sein. Es muss erstens nahe genug an einem normalen Sehen sein, um zu erklären, warum man „in einer bestimmten Hinsicht“ die abgebildeten Dinge auf einem Bild *sehen* kann. Aber gleichzeitig muss Sehen-in weit genug von einem normalen Sehen entfernt sein, damit erklärt werden kann, warum Bilder keine Illusionen oder Täuschungen sind.

Ich glaube, dass Wollheim diese Gratwanderung nicht gelingt. Die Schwierigkeiten liegen in dem „Erkennungs-Aspekt“ von Sehen-in. Wollheim behauptet ja, dass wir beim Betrachten eines Pferde-Bildes auch „ein Pferd wahrnehmen („to be aware of“²²⁸). Es ist nicht ganz klar, was das bedeuten soll, aber ihm scheint etwas vorzuschweben, was andere einen repräsentationalen Gehalt nennen würden. Wir haben ein visuelles Erlebnis *von einem Pferd*, ohne dass dabei die Existenz eines echten Pferdes vorausgesetzt werden muss.²²⁹ In diesem Sinne vergleicht Wollheim Sehen-in sogar mit Halluzinationen oder Träumen: Menschen glauben manchmal Dinge zu sehen, ohne dass diese Dinge wirklich existieren.²³⁰ Daraus scheint aber zu folgen, dass Sehen-in eine Art von Illusion enthält: Es wird etwas wahrgenommen, was in Wirklichkeit nicht vorhanden ist.

Diese Folgerung darf man jedoch nicht ziehen, so Wollheim. Der Erkennungs-Aspekt sei kein eigenständiges visuelles Erlebnis, sondern untrennbar mit der Wahrnehmung der Bildoberfläche verbunden. Und nur ein eigenständiges Wahrnehmen von etwas, das es nicht gibt, wäre eine Illusion. Weil es bei Sehen-in aber gleichzeitig und untrennbar einen zweiten Aspekt gebe (die Wahrnehmung der Bildoberfläche), würde die Illusion verhindert.²³¹

Doch diese Argumentation ist nicht sehr überzeugend. Eine Täuschung oder Illusion hinsichtlich eines bestimmten Aspektes von visueller Wahrnehmung ist normalerweise ganz unabhängig von den anderen Aspekten dieser Wahrnehmung. Man kann sich über die Farbe eines Gegenstandes (bei schlechtem Licht) täuschen, ganz unabhängig davon, ob man dessen Form richtig wahrnimmt. Und wenn man einen als Polizisten

²²⁸ Wollheim, *What makes representational painting truly visual?*, S. 133.

²²⁹ Wollheim, *What makes representational painting truly visual?*, S. 137, auch Wollheim, *On pictorial Representation*, S. 20: „What I never wanted to deny was that each aspect of seeing-in might be, through its phenomenology, functionally equivalent to the experience from which it derives.“

²³⁰ Wollheim, *Seeing-as, Seeing-in, and Pictorial Representation*, S. 217.

²³¹ Wollheim, *Imagination and Pictorial Understanding*, S. 47.

verkleideten Gangster betrachtet, dann kann man sich in der „Wahrnehmung eines Polizisten“ unabhängig von der „Wahrnehmung eines Menschen“ täuschen. Dass man einen wirklichen Menschen wahrnimmt, verhindert nicht, dass man hinsichtlich der Wahrnehmung eines Polizisten getäuscht wird. Warum sollte also die Wahrnehmung der Bildoberfläche verhindern, dass die gleichzeitige Wahrnehmung eines Pferdes eine Täuschung ist?²³²

Man kann dieses Problem grundsätzlich nicht vermeiden, solange man davon ausgeht, dass das Sehen der Dinge in Bildern *irgendwie* eine Wahrnehmung dieser Dinge selbst enthält. Ausgangspunkt war ja die Frage, warum das *Sehen* eines Pferdes in einem Bild keine Täuschung oder Illusion ist. Und dieses Problem bleibt bestehen, wenn „sehen“ durch „wahrnehmen“ ersetzt wird. Auch die visuelle Wahrnehmung von etwas, das nicht vorhanden ist, scheint eine Illusion zu sein. Entweder das visuelle Wahrnehmungs-Erlebnis repräsentiert uns ein Pferd, und dann handelt es sich um eine visuelle Täuschung, weil kein Pferd da ist. Oder es repräsentiert uns visuell *kein* Pferd, und dann nehmen wir visuell aber auch kein Pferd wahr. Wenn Sehen-in also in irgend einer Form eine Wahrnehmung von Dingen enthält, die nicht vorhanden sind, dann enthält Sehen-in auch eine Form von Täuschung – und zwar ganz unabhängig davon, welche anderen Aspekte es sonst noch alle gibt.

Könnte man einfach in den sauren Apfel beißen und akzeptieren, dass Bilder immer eine Form von visueller Täuschung oder Illusion enthalten? Bei vielen Bildern kann man das tun, vor allem Bildern, die räumlich erscheinen, obwohl sie ja flach sind.²³³ Ein perspektivisch gemaltes Bild kann man in gewisser Hinsicht als eine Illusion auffassen, wie ich ja gezeigt habe: Es ist vorstellbar, dass man sich täuschen lässt. Aber das ist nicht bei allen Bildern so. Ein Strichmännchen ruft in *keiner* Weise eine Illusion hervor. Wir nehmen in keinerlei Hinsicht etwas wahr, was da nicht ist.

Wollheims Charakterisierung von Sehen-in läuft darauf hinaus, dass *alle* Bilder eine Art Illusion oder Fehlwahrnehmung enthalten, was aber offensichtlich nicht zutrifft. Doch ich will nicht ausschließen, dass Wollheim dieses Problem lösen könnte.

²³² Auch *widersprüchliche* Aspekte, wie sie ja bei Bildern auftauchen, können Illusionen oder Täuschungen nicht verhindern. Denn es kann ja auch widersprüchliche Illusionen oder Täuschungen geben, wie z.B. Überblendungen von mehreren Spiegeln.

²³³ Bei Bildern, die so aussehen, als ob sie bestimmte Eigenschaften haben (z.B. räumliche), obwohl sie diese Eigenschaften nicht tatsächlich haben, besteht ja immer die Möglichkeit einer visuellen Täuschung. Siehe 1. Kapitel.

Vielleicht ist es möglich, Sehen-in auf eine Weise zu beschreiben, die erklärt, wie die abgebildeten Dinge gesehen werden, ohne dass es zu einer Illusion kommt.

Doch es gibt noch ein anderes Problem. Manchmal ist Sehen-in bei Bildern nämlich tatsächlich phänomenal das Gleiche wie eine visuelle Täuschung, eine Fehlwahrnehmung oder Illusion. Einen Gegenstand *in* einem Trompe-l'œil zu sehen, scheint phänomenal das gleiche zu sein, wie eine Illusion dieses Gegenstandes zu haben, oder einer visuellen Täuschung zu unterliegen. Man hat das gleiche oder zumindest fast das gleiche phänomenale Erlebnis, wie wenn man die abgebildeten Dinge selbst betrachtet. Wollheim hat nur zwei Möglichkeiten: Entweder er akzeptiert, dass das Erlebnis eines Sehen-in *manchmal* das Gleiche ist wie das einer Illusion oder visuellen Täuschung. Oder er bestreitet, dass es sich in solchen Fällen überhaupt um ein Sehen-in handelt.

Wollheim wählt den zweiten Weg. Eine Illusion zu haben oder einer visuellen Täuschung zu unterliegen ist *kein* Sehen-in, so Wollheim. Bei Trompe-l'œil, die eine Illusion erzeugen, findet daher kein Sehen-in statt, und das bedeutet in letzter Konsequenz, dass sie keine Bilder sind und auch nichts abbilden.²³⁴ Nun sind Trompe-l'œil sehr selten und können ohne weitreichende Konsequenzen leicht aus einem Bildbegriff ausgeschlossen werden. Echte Illusionen sind eben keine Bilder, könnte man mit Wollheim sagen. Aber viele Bilder enthalten „kleine“ oder „partielle“ Illusionen, die wir eigentlich als ein Sehen-in auffassen. Die Darstellung von Farben ist dafür ein gutes Beispiel. Der Helm auf Rembrandts Gemälde „Der Mann mit dem Goldhelm“²³⁵ besteht aus roten, gelben und weißen Flecken. Das Resultat ist eine täuschend echte goldene Farbe. Der Effekt, den Rembrandt damit erzieht, ist eine visuelle Täuschung: Es sieht genau so aus, als ob da etwas Goldenes sei, und viele Menschen werden das auch tatsächlich glauben. Die goldene Farbe ist eine Illusion. Aber wenn das so ist, dann könnte bei der Wahrnehmung der Farbe kein Sehen-in stattfinden, laut Wollheim, d.h. die goldene Farbe könnte nicht *in* dem Bild gesehen werden. Dann wäre die Farbe auf dem Bild aber auch nicht *abgebildet*. Das heißt, es wäre ein Helm abgebildet, aber nicht dessen Farbe, weil man nur den Helm in dem Bild sehen kann, aber nicht dessen Farbe. Doch das klingt einfach absurd.

²³⁴ Wollheim scheint diese Konsequenz tatsächlich zu ziehen, siehe Levinson, *Wollheim on Pictorial Representation*, S. 30.

²³⁵ Der Mann mit dem Goldhelm, um 1650, Berlin, Gemäldegalerie.

Das Gleiche gilt für viele andere Details, die auf Bildern abgebildet sind, und die man, phänomenal betrachtet, nur als visuelle Täuschungen oder Illusionen bezeichnen kann. In einer normalen Entfernung zu einem Portrait kann man z.B. nicht erkennen, ob ein kleiner Knopf am Mantel der portraitierten Person nur gemalt ist, oder ob der Künstler hier einen wirklichen Knopf aufgeklebt hat. Man könnte den Unterschied visuell nicht erkennen. Das Gleiche gilt für kleine „abgebildete“ Unebenheiten, für die „abgebildete“ Struktur eines Stoffes oder für einen Wassertropfen, der in einem Bild zu sehen ist. Je kleiner das Detail, desto weniger kann der Betrachter visuell unterscheiden, ob es gemalt wurde, oder tatsächlich auf der Leinwand vorhanden ist. Wenn es für einen Betrachter aber visuell unmöglich ist zu unterscheiden, ob da ein wirklicher Knopf ist oder nicht (ein wirklicher Tropfen oder ein gemalter, etc.), dann handelt es sich hier um eine Illusion: Das visuelle Erlebnis beim Betrachten des gemalten Knopfes ist das gleiche, wie das visuelle Erlebnis beim Betrachten eines wirklichen Knopfes.

Wenn Wollheim bei solchen „partiellen“ Illusionen nun bestreiten würde, dass Sehen-in stattfindet, so müsste man auch bestreiten, dass diese Details in Bildern zu sehen sind. Aber es ist sicherlich keine attraktive Konsequenz, dass manche Farben, die meisten Knöpfe und viele anderen Dinge, gar nicht *in* Bildern zu sehen sind, und daher auch nicht abgebildet sind.

Man muss jedoch solche Details gar nicht bemühen. Wollheims Position ist schon deshalb nicht plausibel, weil wir intuitiv gesprochen Illusionen und Bilder nicht als unvereinbar auffassen. Die Illusion scheint eher eine sehr „reine“ Form von Abbildung zu sein, und eine sehr „reine“ Weise, in der man etwas *in* einem Bild sehen kann. Bei der Erfindung der Zentralperspektive wurde die Illusion ja sogar als Idealfall eines Bildes verstanden. Aber auch bei Bildern, die keine vollkommene Illusion anstreben, sind manchmal Gegenstände so abgebildet, dass man glaubt, sie wirklich greifen zu können. Oder manchmal scheinen Dinge auf einem Bild wirklich zu leuchten. In beiden Fällen handelt es sich nur um eine Illusion. Da ist ja nichts Räumliches und nichts, was leuchtet. Aber von solchen Effekten sagen wir bewundernd, dass es sich um eine besonders gelungene Art der Darstellung handelt. Die zum Greifen realistischen Gegenstände oder ihr Leuchten sind besonders *gut* abgebildet, sagt man. Man kann sie besonders gut in dem Bild sehen. Und man behauptet nicht, dass diese Details auf dem Bild gar nicht abgebildet sind.

Der erste, und nicht der zweite Weg scheint also richtig zu sein: Sehen-in als visuelles Erlebnis kann manchmal auch das Erlebnis einer Illusion sein. Eigentlich haben wir den Grund dafür ja schon in den vorherigen Kapiteln kennen gelernt: Bilder sehen hinsichtlich bestimmter Eigenschaften so ähnlich aus wie die abgebildeten Dinge. Wenn dieses ähnliche Aussehen sehr überzeugend ist, so besteht die Möglichkeit der visuellen Täuschung und der Illusion.

Aber dann verunglückt Wollheims Projekt, Sehen-in als eigenständiges visuelles Phänomen zu etablieren. Wenn es keine *prinzipielle* Unterscheidung zwischen Illusionen und Sehen-in gibt, dann kann es auch keine prinzipielle Unterscheidung zwischen „normalen“ visuellen Erlebnissen und dem Phänomen eines Sehen-in geben. Eine Illusion unterscheidet sich von einer normalen visuellen Wahrnehmung ja nur durch die Abwesenheit dessen, was gesehen wird. In phänomenaler Hinsicht, die Wollheim alleine interessiert, ist eine Illusion ein Fall von normaler Wahrnehmung – nur das wahrgenommene Objekt gibt es nicht. Gelingt die Abgrenzung gegenüber Illusionen nicht, so gelingt auch die Abgrenzung gegenüber normalen visuellen Erlebnissen nicht. Als visuelles Erlebnis betrachtet, ist Sehen-in also kein Phänomen, das von visuellen Erlebnissen abgegrenzt werden kann, die nichts direkt mit der Wahrnehmung von Bildern zu tun haben.

4 Die Wahrnehmung von Bildern als gewöhnliches Sehen

Wenn man Bilder betrachtet, so hat man eigentlich nicht den Eindruck, dabei einen ungewöhnlichen visuellen Effekt zu erleben. Ungewöhnliche visuelle Effekte erlebt man z.B. wenn man unter Drogen steht, oder bestimmte optische Trickzeichnungen betrachtet, bei denen „unser Auge“ selbständig Linien ergänzt, oder bei denen eine gemalte Spirale sich flimmernd zu drehen scheint. Ein Strichgesicht zu betrachten hat nichts davon. Ein Strichgesicht erscheint uns visuell gesehen eigentlich nicht ungewöhnlicher als eine Zickzacklinie oder ein Buchstabe.

Betrachten wir daher noch einmal das ursprüngliche „Argument“ für das besondere visuelle Erlebnis bei Bildern: Ausgangspunkt waren nicht Bilder selbst, sondern solche Fälle wie das plötzliche Erscheinen von Gesichtern in fleckigen Wänden oder von Gestalten in Wolken. Man hat hier tatsächlich den Eindruck, dass dies kein normales Sehen sein kann. Die Erlebnisse, die man dabei hat, sind recht außergewöhnlich, denn wo gerade noch nichts war, scheint nun plötzlich etwas zu sein, will man sagen. Der

gleiche Gegenstand sieht nun plötzlich ganz anders aus, obwohl man sieht, dass er sich nicht verändert hat, könnte man auch sagen. Es ist ein so seltsames Erlebnis, dass man sich ja sogar die Zeit damit vertreiben kann, Figuren in Dingen zu sehen. Ein solches „Sehen-in“ scheint also tatsächlich ein außergewöhnliches Phänomen zu sein.

Das Betrachten von Bildern gehört nun ebenfalls zu dieser Klasse von Phänomenen, behauptet Wollheim. Ein Gesicht in einem Bild zu sehen, ist das Gleiche oder zumindest von der gleichen Art, wie ein Gesicht in einer Wand zu sehen. Und wenn also das Sehen von einem Gesicht in einer Wand ein außergewöhnliches Erlebnis ist, dann muss auch die Wahrnehmung von Bildern ein außergewöhnliches visuelles Erlebnis sein, folgert Wollheim.

Doch ist das richtig? Ist die Wahrnehmung von Bildern das gleiche Phänomen wie das Hineinsehen von Figuren in fleckige Wände oder Wolken? Zunächst einmal fällt auf, dass eine normale Wahrnehmung von Bildern sich in einem entscheidenden Punkt von den anderen Phänomenen unterscheidet. Es findet dabei nämlich *kein* seltsames Aufleuchten statt. Wenn wir die Fotografie eines Gesichts oder ein Strichgesicht betrachten, dann sehen wir das Gesicht *sofort* in dem Bild. Man will nicht sagen: „Das Bild sieht plötzlich ganz anders aus, obwohl es sich nicht geändert hat“. Es gibt auch kein seltsames Erscheinen und Vergehen von Dingen. Wenn wir eine Fotografie oder ein Strichgesicht betrachten, dann leuchtet im Normalfall gar nichts auf, sondern wir sehen von Anfang an das gleiche unveränderte Gesicht in der Zeichnung.

Das Aufleuchten, bzw. das Erscheinen und Vergehen, war aber eigentlich der Hauptgrund dafür, das Sehen von Dingen in einer fleckigen Wand für ein seltsames Phänomen zu halten. Kein Kind würde sich die Zeit damit vertreiben, fleckige Wände und Wolken zu betrachten, wenn sie immer gleich aussehen würden. Wenn also bei Bildern nichts aufleuchtet, dann hat man in diesem Sinne also auch kein seltsames visuelles Erlebnis dabei.

Aber es gibt noch einen viel wichtigeren Grund, warum das ungewöhnliche Phänomen des „Hineinsehens“ von Dingen in Wolken oder Wänden nicht als Argument dienen kann, dass die visuelle Wahrnehmung von Bildern ebenfalls ein ungewöhnliches Phänomen sei. Denn, so werde ich zeigen, das eine kann unabhängig von dem anderen auftreten.

Wenn man eine fleckige Wand betrachtet, so kann man die unterschiedlichsten „Objekte“ darin sehen. Was für „Objekte“ sind das? Beginnen wir mit einfachen

Formen: Man könnte z.B. eine Linie oder einen Kreis in der fleckigen Wand sehen. Eine Linie oder ein Kreis leuchten auf, kann man auch sagen. Solche Formen sind aber keine „ungewöhnlichen“ Dinge, sondern einfach Formen, die tatsächlich auf der Wand vorhanden sind. Wenn man den Kreis „in der fleckigen Wand“ sieht, dann sieht man Flecken, die tatsächlich kreisförmig angeordnet sind. Man halluziniert also keinen Kreis, sondern sieht einen Kreis, den es tatsächlich gibt. Wenn die Flecken etwas offensichtlicher in Kreisform angeordnet wären, so hätte man ihn auch sofort bemerkt. So aber erkennt man ihn visuell erst nach einer Weile. Man kann das als ein epistemisches Sehen auffassen: Wer plötzlich einen Kreis in den Flecken der Wand sieht, der sieht, *dass* da ein solcher Kreis aus Flecken ist.

Auch in vielen anderen Fällen ist das „Hineinsehen“ einfach ein visuelles Erkennen von bestimmten Formen. Wenn man in den Wolken plötzlich ein gigantisches Kreuz sieht, dann erkennt man, dass die Wolken ein gigantisches Kreuz formen. Und wenn man in den Sternen eine Raute sieht, dann sieht man, dass die Sterne am Himmel eine Raute bilden (zumindest aus unserer Perspektive). Das gleiche gilt für komplexere Formen. In den Wolken könnte man die Form eines Elefanten sehen, und „in“ der Landkarte von Italien die Form eines Stiefels. Man erkennt visuell die Form eines Elefanten und man erkennt visuell die Form eines Stiefels.

Auch bei anderem epistemischem Sehen können die Dinge „aufleuchten“, die wir visuell erkennen. Wer im Durcheinander eines Waldes plötzlich sieht, dass da ein Mensch steht, der sieht *den Menschen* plötzlich „aufleuchten“, kann man sagen. Und wer plötzlich sieht, dass eine Bewegung unsicher ist, der sieht *die Unsicherheit* in der Bewegung aufleuchten. Auch ein willentliche „Hineinsehen“ kann es dabei geben. Manchmal erkennt man etwas sofort (z.B. einen Mann auf der Straße, oder einen Kreis aus Flecken), manchmal erkennt man etwas nach einiger Zeit ganz plötzlich (z.B. den Menschen zwischen den Bäumen oder einen Kreis „in“ den Flecken der Wand), und manchmal muss man etwas mit ein bisschen Anstrengung in die Dinge „hineinsehen“ (z.B. einen Mann in die Figur, die man im Dunklen sieht, oder einen schwer erkennbaren Kreis in die Flecken der Wand). Wir haben es mit gewöhnlichen Ausprägungen visuellen Erkennens zu tun, und nicht mit einem außergewöhnlichen visuellen Erlebnis, das auf besondere Weise mit der Wahrnehmung von Bildern oder anderen Repräsentationen zusammenhängt.

Die Gemeinsamkeiten, die Wollheim zwischen dem Erlebnis des „Hineinsehens“ und der Wahrnehmung von Bildern zu finden glaubt, sind in Wirklichkeit Einzelfälle, bei denen man keine *Form*, sondern eben *ein Bild von etwas* z.B. in die Flecken der Wand hineinsieht. Wer in den Flecken der Wand ein Gesicht sieht, der erkennt das Bild eines Gesichts in der Wand. Was er „in“ die Flecken hineinsieht, ist also kein Gesicht, sondern dessen Bild. Und dieses Bild aus Flecken ist auf der Wand ebenso vorhanden, wie z.B. der Kreis aus Flecken, den man dort sehen kann. Das Aufleuchten eines Gesichtes in den Flecken der Wand ist also einfach das visuelle Erkennen, *dass* die Flecken das Bild eines Gesichts formen oder dass da ein Bild aus Flecken ist. Man könnte die Flecken ja auch tatsächlich für das Bild eines Gesichts *halten*. Ein Betrachter könnte glauben, es handle sich um das Bild eines Gesichtes, das in einem „fleckigem“ Stil gemalt wurde. Und dieser Betrachter nimmt das „Gesicht in den Flecken“ ja nicht auf eine andere Weise wahr als derjenige, der es aufleuchten sieht. Der eine erkennt sofort, was der andere erst nach einiger Zeit bemerkt, kann man sagen. Das Sehen von Gesichtern, Landschaften oder Tieren in Wänden ist also ein visuelles Erkennen, dass die Flecken ein *Bild* dieser Dinge formen.

Das seltsame visuelle Erlebnis des „Hineinsehens“, das Wollheim als Argument für ein besonderes visuelles Erlebnis bei der Wahrnehmung von Bildern verwenden will, ist also einfach eine Form visuellen Erkennens von Gegenständen. Und die einzige Gemeinsamkeit, die es mit der visuellen Wahrnehmung von Bildern hat, ist die, dass man auch Bilder visuell als solche erkennen kann. Und so wie bei den anderen Fällen von plötzlicher epistemischer Wahrnehmung kann es auch hier zu einem „Aufleuchten“ kommen. Es kann dann geschehen, dass ein Bild eines Gesichtes plötzlich in den Flecken der Wand *aufleuchtet* und dass es *erscheint und vergeht*. Und manchmal kann man ein Bild sogar in etwas anderes *hineinsehen*. Aber die Erlebnisse, die man dabei hat, sind typisch für ein gewöhnliches epistemisches Sehen und sicherlich kein Argument dafür, dass die Wahrnehmung von Bildern als ein eigenständiges visuelles Phänomen erlebt wird.

5 *Sehen-in ist nicht das Gleiche wie gesehene Ähnlichkeit*

Der vorherige Abschnitt legt nahe, dass die Wahrnehmung eines Bildes, und das Sehen der abgebildeten Dinge in einem Bild, kein seltsames visuelles Phänomen ist, sondern ein visuelles Erkennen eines Bildes *als Bild* von etwas. Wer einen Baum *in* einem Bild

sieht, der sieht, *dass* ein Baum abgebildet ist. Er erkennt die Zeichnung visuell *als* Bild von einem Baum.

Ich glaube, dass dies richtig ist, und werde in den nächsten Abschnitten untersuchen, was es bedeuten kann, einen Gegenstand visuell *als* etwas zu sehen oder zu erkennen. Doch zunächst möchte ich zeigen, dass eine solche Wahrnehmung von Bildern nicht damit gleichgesetzt werden kann, *Ähnlichkeiten* mit den abgebildeten Gegenständen zu erkennen. Ein Sehen und visuelles Erleben *von Bildern* ist nicht das Gleiche wie ein Sehen und visuelles Erleben *von Ähnlichkeiten*.

Ganz allgemein gesprochen ist ein visuelles Erkennen bestimmter *Eigenschaften von X* ja meistens nicht hinreichend dafür, *X* visuell zu erkennen. Hunde besitzen z.B. die Eigenschaft, vier Beine zu haben. Aber wer visuell erkennt, dass ein betrachteter „Gegenstand“ vier Beine hat, der hat noch nicht unbedingt erkannt, dass es sich um einen Hund handelt. Er sieht den Hund noch nicht als Hund, wenn er ihn als etwas sieht, das vier Beine hat. Vielleicht glaubt er ja (in der Dämmerung) es sei eine Katze. Vergleichbares gilt für Bilder. Bilder haben die Eigenschaft, *Ähnlichkeiten* mit den abgebildeten Dingen zu besitzen. Aber das ist nur eine ihrer Eigenschaften. Wenn man also lediglich visuell erkennt, dass ein Gegenstand solche *Ähnlichkeiten* mit *X* aufweist, dann hat man noch nicht erkannt, dass es sich auch um ein *Bild* von *X* handelt. Und ich möchte zeigen, dass man deshalb das Bild weder *als* Bild von *X* sieht, noch *X* *in* dem Bild sieht.

Dass dem aber so sei, dafür argumentieren die Anhänger von „erlebter Ähnlichkeit“ bei Bildern.²³⁶ „Erlebte Ähnlichkeit“ zwischen dem Bild und den abgebildeten Gegenständen entspricht in etwa einem visuellen Erkennen oder epistemischem Sehen von *Ähnlichkeiten*, bezogen auf das Aussehen zweier Gegenstände.²³⁷ Jemand sieht *X* in *Y* genau dann, wenn er die Ähnlichkeit von *X* und *Y* visuell erlebt, so lautet z.B. Hopkins' These.²³⁸ Die Ähnlichkeit zwischen einem Strichgesicht und einem wirklichen Gesicht zu erleben, soll also hinreichende Bedingung dafür sein, das Gesicht in der Zeichnung zu sehen.

²³⁶ Hopkins, *Picture, Image and Experience*; Peacocke, *Depiction*; Budd, *How Pictures Look*.

²³⁷ Um welche Art von Ähnlichkeit es sich genau handeln soll, darüber gehen die Ansichten zwar auseinander, aber das soll hier unberücksichtigt bleiben.

²³⁸ Siehe Hopkins, *Picture Image and Experience*, S. 77. Das bringt zugleich mit sich, dass die erlebte Ähnlichkeitsbeziehung wie die Abbildbeziehung asymmetrisch wird. Denn wir „erleben“ beim Betrachten des Strichmännchens die Ähnlichkeit zu einem Menschen, nicht aber umgekehrt, zumindest sollen wir es nicht so erleben. Siehe Hopkins, *Picture Image and Experience*, S. 50.

Auf ein zentrales Problem einer solche Position hat Hopkins selbst hingewiesen: Wer einen Gegenstand *in* einem Bild sieht, der hat auf eine Weise ein visuelles Erlebnis *von* diesem Gegenstand. Der Gegenstand scheint Teil des „Gehalts“ des visuellen Erlebnisses zu sein, worauf ja auch schon Wollheim hingewiesen hat. Hopkins fragt sich nun, wie das Relatum einer wahrgenommenen Ähnlichkeitsbeziehung in den Gehalt eines visuellen Erlebnisses gelangen kann.²³⁹ Denn was man beim Betrachten eines Gegenstandes *sieht* (was man *visuell* erlebt), scheinen ja immer nur die Eigenschaften am Gegenstand zu sein, hinsichtlich derer die Ähnlichkeiten vorhanden sind. Wenn man hinsichtlich seiner Form einen Stein als ähnlich einem Seepferdchen sieht, dann erlebt man visuell eine bestimmte *Form*, die auch ein Seepferdchen hat, aber man erlebt nicht *ein Seepferdchen*. Man sieht den Gegenstand und seine Eigenschaften, aber nicht den anderen Gegenstand, der ihm ähnelt. Beim Sehen-in scheint man jedoch ein visuelles Erlebnis zu haben, das irgendwie *von einem Seepferdchen* handelt und nicht nur *von bestimmten Eigenschaften* eines Seepferdchens, wie seiner Form.

Hopkins versucht das Problem zu lösen (wenn ich ihn richtig verstehe), indem er behauptet, dass auch die Relata einer Ähnlichkeitsbeziehung Bestandteil eines visuellen Erlebnisses sein können. Beim Betrachten von X erlebt man visuell nicht nur eine bestimmte Eigenschaft von X hinsichtlich derer die Ähnlichkeit mit Y besteht, sondern man erlebt die Ähnlichkeit-zwischen-X-und-Y als gesamte Beziehung.²⁴⁰ Man erkennt visuell eine Ähnlichkeit-mit-einem-anderen-Gegenstand-Y, und dadurch gelangt der Gegenstand Y in den Gehalt des visuellen Erlebnis.

Man mag Hopkins nun zugestehen, dass Gegenstände, die nicht selbst wahrgenommen werden, trotzdem in den „Gehalt“ von visueller Wahrnehmung gelangen können. Die Wahrnehmung eines Steines, der verblüffende Ähnlichkeiten mit einem Seepferdchen hat, handelt auf eine Weise auch von einem Seepferdchen. Aber das bedeutet nicht automatisch, dass sie auf die gleiche Weise davon handelt, wie das bei Sehen-in der Fall ist. Es gibt nicht nur *eine* Weise, wie visuelle Wahrnehmung „von“ einem Gegenstand handeln kann. Es macht einen Unterschied, ob man ein Seepferdchen sieht, oder die Schwanzflosse eines Seepferdchens, oder die Spur eines Seepferdchens im Sand, oder eben etwas, das Ähnlichkeiten mit einem Seepferdchen hat. In allen Fällen ist ein Seepferdchen Teil des visuellen Erlebnisses, könnte man

²³⁹ Hopkins, *Picture Image and Experience*, S. 109-114.

²⁴⁰ Hopkins, *Picture Image and Experience*, S. 110.

sagen, aber jeweils auf ganz verschiedene Art und Weise. Als Relatum einer Ähnlichkeitsbeziehung geht das Seepferdchen aber nun ganz anders in die visuelle Wahrnehmung ein, als es beim Bild eines Seepferdchens der Fall ist. Das ist bei anderen Fällen von erlebter Ähnlichkeit noch deutlicher. Wenn man einen Pullover betrachtet und visuell erkennt, dass er hinsichtlich seiner Farbe einer Kornblume ähnelt, dann handelt dieses visuelle Erlebnis beim Betrachten des Pullovers in einer Weise auch *von einer Kornblume*, so kann man sagen. Aber man sieht die Kornblume nicht *in dem Pullover*, was auch immer das heißen könnte. Ebenso wenig würde man eine Kornblume *in einem Bild* sehen, wenn man visuell erkennt, dass etwas auf dem Bild farblich einer Kornblume ähnelt. Einen Gegenstand in einem Bild zu sehen, ist nicht das gleiche wie eine Ähnlichkeit des Bildes mit diesem Gegenstand zu erleben.

Nun hat Hopkins allerdings sehr spezielle Vorstellungen darüber, auf welche Ähnlichkeiten es bei Bildern ankommt. Bilder ähnelten hinsichtlich ihrer *Umrissform* („outline shape“) den abgebildeten Dingen. Die Umrissform eines Gegenstandes ist so etwas wie seine Projektion nach perspektivischen Regeln auf eine Fläche. Im Prinzip geht es also um eine erlebte Ähnlichkeit hinsichtlich allgemeiner Formeigenschaften. Aber warum sollte gerade *diese* Ähnlichkeit etwas an dem Problem ändern? Auch hier gelangt der Gegenstand, mit dem die Ähnlichkeit erlebt wird, auf „falsche“ Weise in die Wahrnehmung. Wenn man visuell erkennt oder erlebt, dass eine Peter hinsichtlich seiner „Umrissform“ seinem Bruder Paul ähnelt, dann sieht man Paul noch nicht unbedingt *in Peter*, sondern man sieht nur eine Ähnlichkeit zwischen den beiden. Und wenn man bei dem Portrait von Peter die gleiche Ähnlichkeit erkennt oder erlebt (dass es hinsichtlich der Umrissform seinem Bruder Paul ähnelt), dann sieht man nicht Paul in dem Bild, sondern immer noch Peter. Man sieht es nicht als Bild von Paul, sondern als Bild von Peter, der seinem Bruder ähnelt. Wenn Sehen-in das Gleiche wäre, wie erlebte Ähnlichkeit, dann würde man nicht nur die abgebildeten Gegenstände in einem Bild sehen, sondern gleichzeitig auch alle anderen Gegenstände, die den abgebildeten Gegenständen ähneln, bzw. von denen uns diese Ähnlichkeit auffällt. Wenn man Peter in dem Bild sieht, und erkennt, dass er seinem Bruder Paul ähnelt, dann würde man sofort auch Paul in dem Bild sehen. Aber das scheint einfach falsch zu sein.

Es gibt noch einen weiteren Grund, warum erlebte Ähnlichkeit nicht mit der Wahrnehmung der abgebildeten Dingen in Bildern gleichgesetzt werden kann. Denn erlebte Ähnlichkeit ist gar nicht unbedingt notwendig dafür, einen Gegenstand in einem

Bild zu sehen. Häufig lernt man das Aussehen des abgebildeten Gegenstandes erst kennen, *indem* man das Bild betrachtet. Wenn man noch nie eine Papaya gesehen hat, und dann die Fotografie einer Papaya sieht, dann sieht man eine Papaya in dem Bild, aber man erlebt nicht die Ähnlichkeit mit einer Papaya, denn man kennt ja deren Aussehen nicht. Um die Ähnlichkeit mit einem anderen Gegenstand zu erleben, muss man diesen Gegenstand ja kennen. Aber um einen Gegenstand in einem Bild zu sehen, muss man diesen Gegenstand nicht kennen. Es ist ja auch nicht so, dass man die Ähnlichkeit, die ein Bild mit den abgebildeten Gegenständen besitzt, auch unbedingt erleben *soll*, wenn man das Bild betrachtet.²⁴¹ Der *Zweck* des Bildes einer Papaya könnte ja darin bestehen, Menschen zum ersten Mal in ihrem Leben zu zeigen, wie eine Papaya aussieht.

Wenn man die Wahrnehmung von Bildern als epistemisches Sehen beschreibt, dann wird der Unterschied zwischen einem Erkennen von *Ähnlichkeiten* und einem Erkennen von *abgebildeten Gegenständen* noch deutlicher. Eine Ähnlichkeit mit Y ist nicht hinreichend dafür, dass etwas ein Bild von Y ist. Und daher ist das Sehen, dass eine Ähnlichkeit mit Y vorhanden ist, auch nicht hinreichend für ein Sehen, dass es ein Bild von Y ist. Um zu sehen, dass X ein Bild von Y ist, bzw. um zu sehen dass Y abgebildet ist, darf man nicht nur die Überzeugung gewinnen, dass X so ähnlich aussieht wie Y, sondern eben auch, dass es sich auf Y bezieht oder dafür steht. Etwas als Bild zu sehen, bedeutet unter anderem, es als einen Gegenstand mit Bezugnahme und Bedeutung zu sehen.

Das mag nun spitzfindig erscheinen. Bedeutung und Bezugnahme ist nichts, was man *sehen* kann, will man sagen. Ein Bild mag ein Zeichen *sein*, und vielleicht sollte man das auch wissen, wenn man es betrachtet, aber das „visuelle Erlebnis“ bei der Wahrnehmung von Bildern scheint dadurch nicht beeinflusst zu werden, könnte man einwenden. Doch ich glaube dieser Eindruck täuscht. Die Bedeutung, die Bilder für uns haben, insbesondere dass sie Zeichen sind, beeinflusst unsere Wahrnehmung von ihnen. Es macht einen Unterschied, ob man einen Gegenstand als etwas sieht, das bestimmte Ähnlichkeiten hat, oder ob man ihn als etwas sieht, das ein Bild ist. „Sehen-in“ erleben wir nur dann, so glaube ich, wenn wir einen gesehenen Gegenstand auch als ein Zeichen auffassen.

²⁴¹ Diese Bedingung fordert z.B. Hopkins, *Picture Image and Experience*, S. 77. Siehe auch Peacocke, *Depiction*.

In dem folgenden Kapitel will ich untersuchen, wie die Bezugnahme, oder allgemein die Bedeutung eines Gegenstandes, *gesehen* werden kann. An dieser Stelle soll ein Beispiel reichen: Nehmen wir wieder an, wir betrachten Peter, und sehen, dass er seinem Bruder Paul ähnelt. Dieses visuelle Erkennen von einem ähnlichen Aussehen führt noch nicht dazu, dass wir Paul „in“ Peter sehen. Doch wenn Peter nun zu erkennen gibt, dass er seinen Bruder Paul *imitieren* will, dann sehen wir Paul plötzlich auf eine andere Weise, nämlich als Darsteller. Wir sehen ihn als jemanden, der sich auf Paul *bezieht* oder *dafür steht*. Und unter dieser Voraussetzung scheint man dann Paul auch *in* Peter sehen zu können. So nehmen wir ja auch andere Schauspieler war. Man sieht King Lear *in* dem Schauspieler, kann man sagen, weil man ihn als etwas auffasst, das für King Lear steht.

4.2 Sehen-als und die Wahrnehmung von Bildern

Eine ausführliche Diskussion der Wahrnehmung von Zusammenhängen, die mit Bedeutung zu tun haben, findet sich in dem Werk von Wittgenstein, der es als ein Wahrnehmen von *Aspekten*, oder im visuellen Fall als „*sehen als*“ bezeichnet.²⁴² Man kann einen Gegenstand *als* etwas *sehen*, das in bestimmten Zusammenhängen von Bedeutung steht.

Wittgensteins besonderes Interesse an diesem Phänomen muss man vor dem Hintergrund seiner Auseinandersetzung mit Sprache und Verstehen sehen, und der Frage, ob Verstehen ein innerer Vorgang sein kann. Für Wittgenstein ist die *Bedeutung* sprachlicher Ausdrücke durch ihren *Gebrauch* gegeben, den wir in „Sprachspielen“ von ihnen machen. Man *erklärt* die Bedeutung von einem sprachlichen Ausdruck (z.B. „Hilfe!“ oder „Heute regnet es nicht“), indem man ihren Gebrauch oder ihre Verwendung erklärt. Dieser Gebrauch ist nicht zufällig, sondern richtet sich nach *Regeln*, so Wittgenstein, und daher kann man die Bedeutung eines Ausdrucks erklären, indem man die Regeln angibt, nach denen er verwendet wird, d.h. verwendet werden *soll*.

Das *Verstehen* der Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks ist dann das Verstehen seines Gebrauchs und somit das Verstehen der Regeln, die diesen Gebrauch leiten. Wer etwas versteht, der beherrscht Regeln, und kann sie anwenden. Daraus folgt, dass das Verstehen eines sprachlichen Ausdrucks die *Fähigkeit* ist, diesen sprachlichen Ausdruck unter Anwendung der Regeln richtig zu gebrauchen. Man sagt genau dann von einer Person, sie habe einen Satz richtig verstanden, wenn sie ihn richtig verwenden

²⁴² Die Auseinandersetzung reicht zurück bis in die Philosophie des *Tractatus* und zieht sich durch die gesamte Philosophie Wittgensteins. Die wichtigsten Stellen sind *Tractatus* § 5.5423, *Braunes Buch* §137ff., II §16ff., II§23, *Philosophische Grammatik* §3ff., §123-132, *Zettel* §162-188, und viele Stellen in den *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie* und *Philosophische Untersuchungen* II, S.518-578.

Die ausführlichste Darstellung findet sich dabei im zweiten Teil der *Philosophischen Untersuchungen*, wo er sich auch mit anderen „psychologischen“ Begriffen auseinandersetzt. Er will zeigen, dass Begriffe wie Verstehen, Absicht, Hoffnung, Meinen, Glauben, etc. keine inneren Erlebnisse oder Vorgänge benennen. Seine „Vorstudien“ und Tagebucheinträge dazu, wurden daher unter dem Titel „Philosophie der Psychologie“ herausgegeben. (Siehe zu diesem Begriff PUII S. 580 und PUII S. 497-499).

Ich werde für die Texte von Wittgenstein folgende Abkürzungen verwenden:

BPP1: Wittgenstein, *Bemerkungen zur Philosophie der Psychologie* Band 1.

BPP2: Wittgenstein, *Bemerkungen zur Philosophie der Psychologie* Band 2.

BPP3: Wittgenstein, *Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie*.

PU: Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*.

PUII: Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen* Teil 2.

kann, also sich dabei nach den Regeln richtet, die für den Gebrauch dieses Satzes gelten. Jemand versteht genau dann einen Satz richtig, wenn er z.B. richtig auf den Satz reagieren kann, die richtigen Schlussfolgerungen zieht, etc.

Dieses Modell von Verstehen als *Fähigkeit*, sieht Wittgenstein vor allem im Gegensatz zu dem Modell von Verstehen als ein innerer *Vorgang* oder ein *Erlebnis*. Das subjektive Erlebnis, das jemand hat, wenn er einen Satz versteht, kann laut Wittgenstein nämlich kein Kriterium dafür sein, dass er etwas versteht. Es mag solche Erlebnisse beim Verstehen zwar geben, aber sie sind nicht für den *Begriff* des Verstehens relevant: Man kann von einer Person sagen, dass sie einen Satz verstanden hat, ohne dabei über ihre Erlebnisse etwas aussagen zu müssen. Ob jemand die Fähigkeit hat, richtig mit Sprache umzugehen, wird durch öffentliche Kriterien entschieden, und nicht dadurch, dass die Person bestimmte Erlebnisse hat.²⁴³ Auch die Person selbst benötigt keine Erlebnisse, um etwas zu verstehen, so Wittgenstein weiter. Wer z.B. einen Befehl versteht, und sich danach richtet, der tut das meist „direkt“, und könnte die Erlebnisse gar nicht beschreiben, die er dabei hat. Zwischen einer Regel und ihrer Anwendung muss es keinen erlebten Vorgang geben, der zwischen ihnen vermittelt. „Ich folge der Regel blind“ lautet Wittgensteins bekanntes Diktum.²⁴⁴

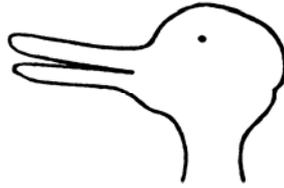
Die „Wahrnehmung von Aspekten“ stellt für Wittgenstein nun ein Problemfeld dar, weil sie dieser These zu widersprechen scheint. Es handelt sich nämlich um Fälle, wo sich ein bestimmtes Verstehen auf die Erlebnisse beim Hören oder Sehen auswirkt. Wenn man z.B. mehrmals hintereinander das Wort „Bank“ hört, dann gibt es den Effekt, dass man es abwechselnd als Sitz-Bank (im Sinne einer Parkbank) und als Geld-Bank (im Sinne eines Geldinstituts) hören kann. Man kann das Wort je nach Interpretation unterschiedlich *erleben*, kann man sagen. Aber dieser Unterschied im Hörerlebnis entspricht genau einem unterschiedlichen Verstehen des Wortes. Wer das Wort „Bank“ als Sitzbank *hört*, der *versteht* es auch so (und umgekehrt).

Im visuellen Fall von Aspektwahrnehmung, also beim „Sehen-als“, findet etwas Vergleichbares statt.²⁴⁵ Der doppeldeutige Hase-Enten-Kopf kann z.B. als Bild eines Hasen oder als Bild einer Ente *gesehen* werden.

²⁴³ PU §199.

²⁴⁴ PU §219.

²⁴⁵ Auch Wollheim leitet übrigens seinen Begriff des Sehen-in von Wittgensteins Sehen-als ab, auch wenn er ihn später davon zu unterscheiden versucht. Siehe Wollheim, *Seeing-As, Seeing-In, and Pictorial Representation*, S. 209.



Man sieht oder „erlebt“ die Zeichnung dann jeweils anders. Aber was man dabei erlebt, scheint wieder ein bestimmtes Verständnis des Bildes zu sein. Man versteht, was dargestellt oder abgebildet ist. Wer die Zeichnung also als Hasenbild *erlebt*, der *versteht* auch, dass ein Hase abgebildet ist.

Solche Beispiele berühren einen neuralgischen Punkt in Wittgensteins Philosophie, nämlich das Verhältnis zwischen normativen Regeln und Beschreibungen, oder man könnte auch sagen, das Verhältnis zwischen „logischen“ und „empirischen“ Aussagen. Eine Regel in Wittgensteins Sinne sagt aus, wie Sprache *richtig* verwendet werden soll, sie ist also normativ, während eine Beschreibung *innerhalb* der Sprache gemacht wird, und sprachliche Regeln schon voraussetzt. Zusammenhänge, die durch Regeln formuliert werden (z.B. die Beziehung zwischen einem Namen und einem Gegenstand, einem Bild und dem Dargestellten, einem Befehl und seinem Gehorsam, etc.), können laut Wittgenstein nur im Gebrauch der Sprache gefunden werden. Ihnen entspricht kein empirischer Sachverhalt. Insbesondere entspricht ihnen kein empirischer Zustand „im Geist“ der Menschen, die die Sprache verwenden.

Verstehen ist für Wittgenstein nun etwas, das *Regeln* betrifft, also „logische“ Zusammenhänge. *Erlebnisse* dagegen sind für ihn innere Zustände, die *beschrieben* werden. Bei der Wahrnehmung von Aspekten scheinen diese beiden Ebenen, die für Wittgenstein kategorial verschieden sind, durcheinander zu geraten. Man scheint Zusammenhänge erleben zu können, die eigentlich durch Regeln gegeben sind.

Ich will im Folgenden Wittgensteins Herangehensweise untersuchen, weil ich glaube, dass dies einen guten Hintergrund bildet, um die Wahrnehmung von Bildern besser zu verstehen. Mein Ziel ist es zu zeigen, dass der Unterschied zwischen dem Sehen eines Bildes „als sinnlose Farbfläche“ und „als Bild, auf dem etwas abgebildet ist“ vor allem ein Unterschied im *Verstehen* des Bildes ist. Wer etwas *in* einem Bild *sieht*, der *versteht* das Bild. Unsere „visuellen Erlebnisse“ sind von einem solchen Verstehen geprägt. Und deshalb kann man sagen, dass jemand, der ein Bild versteht, es anders sieht als jemand, der es nicht versteht.

1 Aspekte und Verstehen

Ich möchte mit der Frage beginnen, wie die Wahrnehmung²⁴⁶ von Aspekten bei Wittgenstein mit Verstehen zusammenhängt. Wittgensteins Beispiele für Aspektwahrnehmung sind vielfältig und betreffen nicht nur Dinge, die direkt etwas mit „Bedeutung“ zu tun haben. Man kann z.B. ein schlampig geschriebenes „F“ in zwei verschiedenen Aspekten sehen, als spiegelverkehrtes F, das nach links „schaut“, oder als ein normales F, das nach rechts „schaut“.²⁴⁷ Man sieht und erlebt es dann jeweils anders. Ein weiteres Beispiel ist die Ähnlichkeit zwischen zwei Gesichtern, die man nicht bemerkt hat, und die man plötzlich aufleuchten sieht.²⁴⁸ Man sieht die beiden Gesichter plötzlich als ähnlich. Auch ein „Doppelkreuz“  kann zwei verschiedene Aspekte haben, so dass man es einmal als schwarzes Kreuz auf weißem Grund und einmal als weißes Kreuz auf schwarzem Grund sehen kann.²⁴⁹ Beim Hören gibt es ebenfalls Aspektwahrnehmung: Man kann ein Wort in unterschiedlichen Bedeutungen hören, wie schon erwähnt, und man kann eine musikalische Kadenz entweder als Schluss, oder als Vorhalt hören. Sogar eine ganze Symphonie könnte man als einzelne Teile hören, oder aber als Einheit.²⁵⁰

Was ist nun das Gemeinsame an diesen Fällen? Wittgenstein beginnt seine Diskussion mit einem Beispiel, bei dem jemand plötzlich eine Ähnlichkeit bemerkt:

„Zwei Verwendungen des Wortes »sehen«.

Die eine: »Was siehst du dort?« - »Ich sehe *dies*« (es folgt eine Beschreibung, eine Zeichnung, eine Kopie). Die andere: »Ich sehe eine Ähnlichkeit in diesen beiden Gesichtern« - der, dem ich dies mitteile, mag die Gesichter so deutlich sehen wie ich selbst.

Die Wichtigkeit: Der kategorische Unterschied der beiden ›Objekte‹ des Sehens.

Der Eine könnte die beiden Gesichter genau abzeichnen; der Andere in dieser Zeichnung die Ähnlichkeit bemerken, die der erste nicht sah.

²⁴⁶ Wittgenstein spricht nur sehr selten von der „Wahrnehmung“ eines Aspektes, und stattdessen eher von dem „Sehen“ eines Aspektes, oder dem „Sehen in einem Aspekt“ (seine Gründe dafür werden wir gleich kennen lernen). Trotzdem werde ich der Einfachheit halber diesen Ausdruck verwenden.

²⁴⁷ Wittgenstein BPP1 §1.

²⁴⁸ PUII S. 518a.

²⁴⁹ PUII S. 541d.

²⁵⁰ BPP3 §677.

Ich betrachte ein Gesicht, auf einmal bemerke ich seine Ähnlichkeit mit einem anderen. Ich *sehe*, daß es sich nicht geändert hat; und sehe es doch anders. Diese Erfahrung nenne ich »das Bemerkens eines Aspektes«.

Seine *Ursachen* interessieren den Psychologen.

Uns interessiert der Begriff und seine Stellung in den Erfahrungsbegriffen.²⁵¹

Wir müssen den „kategorische Unterschied“ zwischen den beiden „Objekten“ des Sehens näher betrachten. Wer einen Gegenstand sieht, der kann bestimmte Eigenschaften von ihm erkennen und diese auch angeben. Er kann also eine *Beschreibung* des gesehenen Gegenstandes geben. Eine solche Beschreibung kann zutreffen oder nicht, und ob sie das tut, ist eine „empirische“ Frage. Es wäre möglich, dass der beschriebene Gegenstand die Eigenschaft *nicht* besitzt, die man ihm zuschreibt, oder z.B. zu einem anderen Zeitpunkt nicht mehr besitzt. Wittgenstein spricht von „zeitlichen“ Sätzen oder „Erfahrungssätzen“.²⁵²

Davon müssen Sätze unterschieden werden, die einen begrifflichen oder auch logischen Zusammenhang ausdrücken, der auf Grund von Regeln²⁵³ gegeben ist. Aussagen wie „Wenn jemand ein Junggeselle ist, dann ist er ein unverheirateter Mann“ oder „Der Standardmeter in Paris ist 1m lang“ sind keine Erfahrungssätze über Gegenstände und ihre Eigenschaften, sondern sie betreffen Regeln, d.h. sie betreffen die Frage, wie diese Begriffe verwendet werden *sollen*. Wittgenstein nennt sie „grammatische“ oder „zeitlose Sätze“.²⁵⁴ Sie benennen eine „interne“ Relation²⁵⁵, wie Wittgenstein schreibt. Interne Relationen sind also Zusammenhänge, die durch Regeln gegeben sind. *Dass X ein Junggeselle ist*, steht in einer internen Relation dazu, *dass X*

²⁵¹ PUII S. 518.

²⁵² Siehe z.B. BPP3 §152, BPP3 §759.

²⁵³ Wittgenstein spricht im Zusammenhang von Aspektwahrnehmung nur sehr selten von Regeln, obwohl mir dies zum besseren Verständnis seiner Position unerlässlich erscheint. Begriffe wie „Deutung“, „Auffassung“, „Verwendungsweise“, „interne Relation“, oder „zeitloser Satz“, mit deren Hilfe er Aspektwahrnehmung diskutiert, hängen direkt mit seinem Verständnis von Regeln zusammen. Wittgenstein vermeidet den Begriff, so scheint mir, weil er glaubt, dass es bei den meisten Verwendungen keine klar formulierbaren Regeln gibt. Siehe z.B. BPP3 §968 oder BPP1 §588.

²⁵⁴ Oder „geometrische Sätze“. Siehe z.B. BPP3 §146, BPP3 §152.

²⁵⁵ Der Begriff stammt aus einer Diskussion im Zusammenhang mit dem Idealismus und bezeichnete ursprünglich Eigenschaften, die ein Gegenstand notwendigerweise hat. Im *Tractatus* spielt der Begriff eine wichtige Rolle. Wittgenstein fasst interne Relationen dort als logische Relationen auf, die nicht von einem Gegenstand *gesagt*, sondern nur in der Struktur der entsprechenden Sätze *gezeigt* werden können (*Tractatus* 4.123 ff.). In seiner späteren Philosophie gehören interne Relationen, wie alle logischen Beziehungen, zur Grammatik, also zu den Regeln eines Gebrauchs. Eine gute Darstellung findet sich bei Glock, *A Wittgenstein Dictionary*, S. 189 ff.

unverheiratet ist, kann man also sagen. Es ist keine empirische Frage, dass die beiden Sachverhalte immer zusammen auftauchen, sondern es gibt eine Regel, dass sie das tun. Ganz allgemein gesprochen geht es also um eine Unterscheidung zwischen empirischen Zusammenhängen einerseits und begrifflichen, logischen, normativen, oder eben „internen“ Zusammenhängen andererseits.

Dass zwei Gegenstände ähnlich sind, steht nun in einer internen Relation dazu, dass sie bestimmte Eigenschaften haben. Denn ähnlich nennt man zwei Gegenstände genau dann, wenn sie in einer Eigenschaft übereinstimmen. Wenn es also zutrifft, dass zwei Gegenstände eine gemeinsame Eigenschaft haben, dann trifft es auch zu, dass sie ähnlich sind. Es ist kein Erfahrungssatz, dass zwei Gegenstände, die beide rot sind, auch in dieser Hinsicht ähnlich sind, sondern der Zusammenhang ist durch eine begriffliche Regel gegeben.

Der erste Betrachter in Wittgensteins Beispiel, der im Gegensatz zu dem zweiten Betrachter die Ähnlichkeit zwischen den beiden Gesichtern sieht, der sieht also etwas, das in einer internen Relation zu den Eigenschaften steht, die er an den Gesichtern erkennt. Nehmen wir z.B. an, er erkennt, dass das erste Gesicht eine Hakennase hat. Er kann also die Beschreibung geben: „Das Gesicht A hat eine Hakennase“. Das Gleiche gelte für das zweite Gesicht, das er mit „Das Gesicht B hat eine Hakennase“ beschreibt. Dass die beiden Gesichter A und B nun ähnlich sind, folgt dann nach begrifflichen Regeln. Oder anders formuliert: Die beiden Beschreibungssätze „Das Gesicht A hat eine Hakennase“ und „Das Gesicht B hat eine Hakennase“ sind auf Grund einer begrifflichen Regel mit dem Satz „A und B sind ähnlich“ verbunden. Die Aussage: „Wenn das Gesicht A und das Gesicht B hakennasig sind, so sind sie auch ähnlich“, ist kein Erfahrungssatz, sondern ein „zeitloser“ Satz.

Aber das bedeutet natürlich nicht, dass man automatisch die Überzeugung hat, die beiden Gesichter seien ähnlich, wenn man die übereinstimmenden Beschreibungen gegeben hat. Nicht alles, was logisch folgt, muss man auch bemerken. Und so kann es sein, dass der zweite Betrachter in unserem Beispiel die übereinstimmende Beschreibung der beiden Gesichter A und B geben kann, ohne dass ihm dabei auffällt, dass die beiden Gesichter daher ähnlich sind. Er hat erkannt, dass das erste Gesicht hakennasig ist, und er hat erkannt, dass das zweite Gesicht hakennasig ist. Aber wenn man ihn fragt, ob die beiden Gesichter ähnlich sind, so kann es sein, dass er verneint, oder mit den Schultern zuckt, weil ihm die Übereinstimmung nicht aufgefallen ist. Es

gibt eine begriffliche Regel, so dass er schließen *könnte*, dass die beiden Gesichter ähnlich sind, aber es fällt ihm nicht auf, oder es interessiert ihn nicht, dass er diese Regel hier anwenden kann.

Der erste Betrachter sieht also im Gegensatz zum zweiten Betrachter etwas, das aus dem gemeinsam Gesehenen abgeleitet werden könnte. Oder anders formuliert: Der erste Betrachter sieht eine Ähnlichkeit, die intern mit den Eigenschaften verbunden ist, die auch der zweite Betrachter sieht. Er erwirbt „inferenzielles“ Wissen oder Überzeugungen, kann man auch sagen. Das zeigt sich daran, dass man für diese Erkenntnis die beiden Gesichter gar nicht mehr vor Augen haben müsste. Um die Ähnlichkeit zu erkennen, würde es für den zweiten Betrachter genügen, seine bisherigen *Beschreibungen* der beiden Gesichter zu untersuchen (diese Beschreibungen sind in Wittgensteins Beispiel die Zeichnungen der Gesichter²⁵⁶). Zusammen mit der begrifflichen Regel für Ähnlichkeit könnte er dann ableiten, dass sie ähnlich sind.

Der kategorische Unterschied zwischen den beiden „Objekten“, die gesehen werden, betrifft also den internen Zusammenhang zwischen den beiden. Das Sehen des ersten „Objekts“ führt zu einer empirischen Beschreibung, während das Sehen des zweiten „Objekts“ zu einer Aussage führt, die mit Hilfe von Regeln aus dieser Beschreibung abgeleitet werden kann.²⁵⁷

²⁵⁶ Wittgensteins Begriff einer Beschreibung geht über sprachliche Beschreibungen hinaus und umfasst all das, was in einem Sprachspiel die Rolle einer Beschreibung erfüllt. Auch die Zeichnung eines Gesichtes (im Sinne einer genauen Angabe von Farb- und Formeigenschaften) kann die Beschreibung eines Gesichts sein, nämlich wenn man dadurch *mitteilen* will, wie ein Gesicht aussieht. Logische Beziehungen zwischen zwei Beschreibungen müssen also nicht unbedingt logische Beziehungen zwischen zwei sprachlichen Ausdrücken sein, sondern können z.B. auch zwischen zwei Zeichnungen oder Kopien bestehen. Wenn dem Betrachter also eine Übereinstimmung in den beiden Zeichnungen auffällt (und dadurch die Ähnlichkeit zwischen den Gesichtern), dann kann das eine logische Erkenntnis sein (und keine empirische). Nämlich deswegen, weil es eine regelgeleitete Verwendung der Zeichnung als Beschreibung gibt. Man hat dadurch ein Interesse an den Zeichnungen hinsichtlich ihrer Verwendung (Siehe BPP3 §158-159). Die Zeichnung gehört dadurch zur Sprache, könnte man sagen, und somit kann sie durch Regeln mit anderen sprachlichen Ausdrücken verbunden sein (in diesem Fall bedeutet das, dass man daraus die Aussage ableiten darf, dass eine Ähnlichkeit besteht).

²⁵⁷ Im Grund meint Wittgenstein mit dem zweiten Objekt sogar die „interne“ Relation selbst, und nicht nur eine Ähnlichkeit, die intern mit den Eigenschaften der Gesichter zusammenhängt. Das erste Objekt entspricht einem Sachverhalt, das zweite Objekt einer Regel, will er sagen. Darum der „kategorische“ Unterschied zwischen den beiden. Wittgenstein fasst Ähnlichkeit nämlich als interne Relation auf, d.h. als eine begriffliche Beziehung. Die Ähnlichkeit, um die es ihm geht, ist keine Beziehung zwischen zwei Gegenständen (wie ich es bisher aufgefasst habe), sondern eine Beziehung zwischen Klassen von Gegenständen, die durch Beschreibungen charakterisiert sind. Man kann dann nicht mehr sagen „A hat Ähnlichkeiten mit B“, sondern nur „Ein F hat Ähnlichkeiten mit einem G“. Der Betrachter in unserem Beispiel sieht dann nicht mehr „Das Gesicht A hat Ähnlichkeiten mit dem Gesicht B“, sondern eher „Ein solches-Gesicht-wie-A hat Ähnlichkeiten mit einem solchen-Gesicht-wie-B“. Die Ähnlichkeit der

Was geschieht nun, wenn unser zweiter Betrachter die Ähnlichkeit plötzlich bemerkt? In gewissem Sinne könnte man das eine *logische* Entdeckung nennen, oder „von der Art mathematischer Entdeckungen“, wie Wittgenstein schreibt.²⁵⁸ Denn die Eigenschaften selbst, die der Ähnlichkeit zu Grunde liegen, hat er ja schon zuvor erkannt. Dem Betrachter fällt also etwas auf, was durch eine Regel gerechtfertigt ist. Seine Erkenntnis ließe sich also in einem „zeitlosen“ Satz formulieren, von der Art „Wenn die beiden Gesichter hakennasig sind, dann sind sie ja auch ähnlich!“.²⁵⁹ Seine Entdeckung ließe sich vergleichen mit „11×11 ist ja 121!“ oder „Die Äpfel, die 5kg wiegen, wiegen ja genau 10 Pfund!“.

Was Wittgenstein bei Aspektwahrnehmung interessiert, ist der „interne“ Zusammenhang, der dabei „wahrgenommen“ oder zumindest „bemerkt“ wird.²⁶⁰ Das Bemerkte eines Aspektes scheint nämlich dann etwas ganz anderes zu sein, als eine Wahrnehmung, zumindest wenn man eine Wahrnehmung so versteht, dass dabei *empirische* Beschreibungen über den wahrgenommenen Gegenstand gewonnen

Gesichter zu sehen bedeutet für Wittgenstein also eine Ähnlichkeit zweier „Arten“ von Gesichtern zu sehen. Er nennt das eine „interne“ Ähnlichkeit, im Gegensatz zu einer „externen“ Ähnlichkeit (Siehe BPP3 §152-164).

²⁵⁸ Siehe z.B. PBB2 §438-439.

²⁵⁹ Es hat manchmal den Anschein, als ob Wittgenstein bei seiner Rede von „zeitlosen Sätzen“, die einerseits eine Regel und andererseits die Anwendung einer Regel betreffen, zwei Ebenen vermischt, nämlich die „metasprachliche“ und die sprachliche Ebene. Regeln die angeben, wie sprachliche Ausdrücke verwendet werden sollen (z.B. welche Folgerungen in einer Sprache erlaubt sind), sind eigentlich metasprachlich und befinden sich nicht auf der gleichen Ebene wie eine Aussage *in* der Sprache, die diesen Zusammenhang formuliert. Die Aussage: „Aus zwei übereinstimmenden Beschreibungssätzen kann der Satz abgeleitet werden, dass die beschriebenen Dinge ähnlich sind“ ist eine Regel *über* die Sprache, also metasprachlich. Die Aussage: „Wenn die beiden Gesichter hakennasig sind, dann müssen sie ähnlich sein“ ist ein Satz *innerhalb* der Sprache.

Doch Wittgenstein interessiert nicht, wie ein Satz *formuliert* ist, sondern welche *Rolle* er spielt. Und in diesem Sinne ist auch der zweite Satz eine „metasprachliche“ Regel. Er hat „innerhalb“ der Sprache nämlich keine Funktion, sondern wird normalerweise so verstanden, dass er angibt, wie man bestimmte Begriffe gebrauchen *soll*. Man *könnte* ihn zwar auch als Satz innerhalb der Sprache verstehen, aber dann müsste man ihn z.B. wie eine Beschreibung lesen, die empirisch widerlegt werden kann, dessen Gegenteil man sich vorstellen kann, etc. Logisch wahre Sätze, geometrische Sätze, begrifflich wahre Sätze, „grammatische“ Sätze oder eben „zeitlose“ Sätze haben in diesem Sinne für Wittgenstein den gleichen Status wie metasprachliche Regeln, und ihre konkrete Formulierung ist dabei nebensächlich.

Wenn der Betrachter in unserem Beispiel also äußert: „Die beiden Gesichter sind ja ähnlich“, dann kann man das als einen zeitlosen Satz verstehen, nämlich genau dann, wenn dadurch ein „logischer“ Zusammenhang formuliert werden soll, der einer Regel entspricht (was in unserem Beispiel der Fall sein soll). Man könnte mit dem gleichen Ausdruck aber auch einen empirischen Satz „innerhalb“ der Sprache äußern, indem man ihn als Beschreibung versteht, die wahr oder falsch sein kann.

²⁶⁰ „...aber was ich im Aufleuchten des Aspektes wahrnehme, ist nicht eine Eigenschaft des Objektes, es ist eine interne Relation zwischen ihm und anderen Objekten.“ PUII S.549. Siehe auch BPP3 §510. Wittgenstein nennt interne Relationen manchmal einen „Zug“, im Sinne von Gesichtszügen (siehe schon Tractatus §4.1221).

werden.²⁶¹ Beim Bemerkten eines Aspektes fällt dem Betrachter dagegen ein Zusammenhang auf, der durch eine Regel gegeben ist. Es geht Wittgenstein also um den Unterschied, ob man erkennt, dass eine Beschreibung gilt, oder ob man erkennt, dass eine Regel angewandt werden kann.

Auch bei anderen Fällen von Aspektwahrnehmung erkennt man solche „internen“ Relationen. Angenommen man betrachtet ein Vexierbild, d.h. eine Zeichnung, in der eine bestimmte Form versteckt ist. Der Einfachheit halber möchte ich annehmen, die Form sei kein räumliches Bild, sondern z.B. eine Zickzack-Linie. Wenn man plötzlich die Form in der Zeichnung erkennt, so bemerkt man einen „internen“ Zusammenhang zwischen der Zeichnung und der Form. Denn schon zuvor hat man die Zeichnung klar und deutlich gesehen. Man hätte also eine Beschreibung des Bildes geben können, z.B. durch eine genaue sprachliche Angabe über die Verteilung der Striche oder auch indem man eine Kopie der Zeichnung gibt. In dieser Beschreibung ist die Zickzacklinie dann „logisch“ schon enthalten, d.h. man *hätte* mit Hilfe logischer Regeln folgern können, dass sich eine Zickzacklinie in der Zeichnung verbirgt. Wenn man nun entdeckt, dass man die Zeichnung, die man bisher als ungeordnete Menge von Linien beschrieben hat, auch als eine Zickzacklinie vor einem Hintergrund beschreiben kann, dann ist das keine empirische Erkenntnis, sondern ein zeitloser Zusammenhang zwischen zwei möglichen *Beschreibungen*:

„Wenn ich sage: „Schau in diesem Bild ist *diese* Figur enthalten“ – mache ich eine geometrische Bemerkung? – Ist ‘dieses Bild’ nicht das, wovon *dies* die genaue Kopie ist? was mit diesen bestimmten Worten zu beschreiben wäre? Hätte es also Sinn, zu sagen, es enthalte jene Figur *jetzt?* oder *habe* sie enthalten? – Die Bemerkung ist also zeitlos und man kann sie „geometrisch“ nennen.“²⁶²

Im Prinzip ist die Situation vergleichbar mit jemandem, der ein Quadrat mit eingezeichneten Diagonalen betrachtet, und plötzlich bemerkt, dass sich das Quadrat dadurch in zwei Dreiecke zerlegen lässt.²⁶³ Seine Erkenntnis, dass ein Quadrat sich so zerlegen lässt, und also auch seine Erkenntnis, dass *dieses* Quadrat sich in *diese* beiden

²⁶¹ „Das ›Sehen als...‹ gehört nicht zur Wahrnehmung.“ PUII S. 524c. In dem Abschnitt macht er auf den Unterschied aufmerksam zwischen einer Beschreibung (einer Zeichnung) und ihrem „begrifflichen“ Zusammenhang mit anderen Beschreibungen (anderen Zeichnungen).

²⁶² BPP3 §146.

²⁶³ Siehe BPP3 §760-762 für ein ähnliches Beispiel mit zwei Kreishälften.

Dreiecke zerlegen lässt, ist keine empirische Erkenntnis, sondern eine geometrische. Man erkennt, dass bestimmte geometrische Regeln angewandt werden können, so dass die Figur nun anders beschrieben werden kann. Anstatt zu sagen „Die Figur ist ein Quadrat“ kann man nun auch sagen „Die Figur besteht aus zwei zusammenhängenden Dreiecken“. Die neue Beschreibung der Figur hängt dabei begrifflich mit der alten zusammen.

Im Grunde lassen sich bei den Beispielen von Aspektwahrnehmung also drei Elemente unterscheiden. Das erste ist eine Beschreibung, die sozusagen den Ausgangspunkt bildet (die Beschreibung der Gesichter, des Vexierbildes, des Quadrats). Das zweite sind Aussagen, die auf Grund von begrifflichen oder logischen Regeln mit dieser Beschreibung zusammenhängen und ebenfalls die Form einer Beschreibung haben können („die Gesichter A und B sind ähnlich“, „die Zeichnung enthält eine Zickzacklinie“, „die Figur besteht aus zwei zusammenhängenden Dreiecken“). Und das dritte Element ist eine Regel, die das eine mit dem anderen verbindet. Im konkreten Fall kann man diese Regel als „zeitlosen“ Satz ausdrücken („Wenn die beiden Gesichter hakennasig sind, dann sind sie auch ähnlich“, „Ein Quadrat besteht aus zwei Dreiecken“, etc.). Wer einen solchen „internen“ Zusammenhang bemerkt, macht eine Art „mathematische“ Entdeckung. Er kann jetzt nicht nur die erste, sondern auch die zweite Beschreibung geben.

Etwas Vergleichbares geschieht nun, wenn jemand ein Wort plötzlich *versteht*. Wir erinnern uns: Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks ist laut Wittgenstein dessen Gebrauch. Einen sprachlichen Ausdruck zu *verstehen*, heißt, ihn richtig gebrauchen zu können, und dazu muss man die Regeln beherrschen, die seinen Gebrauch leiten. Wer also einen Ausdruck plötzlich versteht, von dem könnte man sagen, er „bemerkt“ plötzlich, dass bestimmte Regeln für diesen Ausdruck gelten.

Nehmen wir an, ein Ausländer hört das Wort „Junggeselle“ und fragt sich, was es bedeuten könnte. Er hat vor einigen Tagen zwar gelernt, dass es „unverheirateter Mann“ bedeutet, und ihm wurden auch Beispiele und Beispielsätze gezeigt, so dass er im Grunde weiß, nach welchen (semantischen) Regeln dieser Ausdruck verwendet wird. Aber im Moment ist ihm das gerade entfallen, oder er hat im Sprachgewirr einfach den Überblick verloren. Er versteht das Wort also nicht. Kurze Zeit später jedoch erinnert er sich, und nun versteht er das Wort. Was ihm hier einfällt, sind die semantischen Regeln

unserer Sprache, könnte man sagen. Oder besser: er bemerkt, dass für das Wort „Junggeselle“ (das er bisher nur als phonetischen Laut gehört hat) bestimmte Regeln gelten, die dessen Bedeutung ausmachen. Dass der phonetische Laut „Junggeselle“ in der deutschen Sprache „unverheirateter Mann“ bedeutet, und sich auf unverheiratete Männer bezieht, ist ja alleine durch Regeln festgelegt. Um das Wort zu verstehen, muss man das Wort also nicht „genauer“ hören, sondern man muss diese Regeln kennen und außerdem erkennen, dass sie hier gelten.

Der Ausländer, der plötzlich das Wort „Junggeselle“ versteht, ist also vergleichbar mit dem Betrachter, der plötzlich die Ähnlichkeit zwischen den beiden Gesichtern erkennt. Ausgangspunkt ist jeweils ein wahrgenommener „Gegenstand“, den sie beschreiben können. Im einen Fall sind das die beiden Gesichter, im anderen Fall ist es der phonetische Laut „Junggeselle“. Die plötzliche Erkenntnis, die beide gewinnen, betrifft „interne“ oder „grammatische“ Zusammenhänge. Dass der sprachliche Laut „unverheirateter Mann“ bedeutet, und dass die beiden Gesichter ähnlich sind, folgt auf Grund von Regeln.

Auf diese Weise kann es auch zu einem *Wechsel* von Aspekten kommen. Kehren wir dazu zurück zu Wittgensteins Beispiel, bei der eine Person das Wort „Bank“ zunächst als „Geldbank“ hört und dann als „Sitzbank“. Der Fall ähnelt dem unseres Ausländers. Wenn die Person das Wort „Bank“ plötzlich als „Sitzbank“ hört, dann versteht sie es plötzlich als „Sitzbank“. Sie „bemerkt“, dass bestimmte semantische Regeln für das Wort gelten, d.h. dass es auf eine bestimmte (regelgeleitete) Weise verwendet werden kann, nämlich in seiner Bedeutung von „Sitzbank“. Aber es handelt sich hier weniger um ein *Bemerken* oder *Erkennen* eines solchen Aspektes, als um die Entscheidung das Wort so *aufzufassen*. Im Gegensatz zu den bisherigen Beispielen gibt es hier zwei Alternativen, die sich ausschließen. Zwei Gesichter können gleichzeitig hakennasig *und* ähnlich sein, und ein Wort kann gleichzeitig ein phonetischer Laut *und* ein Wort mit Bedeutung sein. Aber ein Wort kann nicht gleichzeitig „Sitzbank“ und „Geldbank“ bedeuten, denn die jeweiligen semantischen Regeln können nicht gleichzeitig für das Wort gelten. Man kann den gleichen sprachlichen Ausdruck (das gleiche Vorkommnis) nicht gemäß Regeln verwenden, die sich widersprechen. Bisher waren wir davon ausgegangen, dass klar ist, welche regelhaften Zusammenhänge für einen wahrgenommenen Gegenstand gelten. Wer einen Aspekt nicht bemerkt, dem sind diese Regeln vielleicht nicht präsent, oder es ist ihm nicht bewusst, dass sie hier angewandt

werden können. Aber es stand nicht zur Diskussion, ob sie überhaupt gelten. Es war keine Frage, ob Ähnlichkeit *überhaupt* aus einer Übereinstimmung von Eigenschaften gefolgert werden kann, und ob das Wort „Junggeselle“ *überhaupt* „unverheirateter Mann“ bedeutet. Das *Bemerken* oder *Erkennen* eines Aspektes betrifft Zusammenhänge, die unhinterfragt als gegeben hingenommen werden, wenn man nur die entsprechenden Regeln kennt.

Aber es kann eben auch Gegenstände geben, die man auf unterschiedliche Weise auffassen kann. Eine Auffassung ist für Wittgenstein eine Weise einen Gegenstand (nach Regeln) zu behandeln.²⁶⁴ Verschiedenen Auffassungen eines Gegenstandes entsprechen also verschiedene regelhafte Zusammenhänge, die man als gegeben annimmt. Man kann z.B. Obst in einer Schale als Dekoration oder als Teil einer Mahlzeit auffassen. Der Unterschied betrifft dann nicht die Frage, ob Obst dekorativ und essbar *ist*, sondern, was mit dem Obst getan werden *soll*. Wenn man es als Dekoration auffasst, dann nimmt man an, dass es betrachtet und nicht gegessen werden *soll*. Ebenso kann man das Wort „Bank“ in seiner Bedeutung als „Sitzbank“ oder als „Geldbank“ auffassen, je nachdem wie das Wort verwendet werden soll, d.h. welche semantischen Regeln dafür gelten.²⁶⁵ Wenn es also verschiedene Auffassungen gibt, so kann es sein, dass man nicht nur *bemerkt*, dass bestimmte Regeln gelten, sondern, dass man sich für diese Regeln *entscheidet*. Wittgenstein nennt das ein *Deuten*.²⁶⁶ Eine Auffassung nennt man „Deutung“, wenn es verschiedene Alternativen gibt, könnte man sagen.

Fassen wir also zusammen: Beim *Bemerken* eines Aspektes und auch beim *Wechsel* eines Aspektes geht es um regelhafte Zusammenhänge, die für einen Gegenstand oder dessen Beschreibung gelten. Ein Aspekt hängt auf Grund einer Regel mit einer gegebenen Beschreibung des Gegenstandes zusammen. Die Kenntnis eines Aspektes oder das Bemerken eines Aspektes ist also eine Art „inferenzielles“ Wissen über diesen Gegenstand. Aber ein solches Wissen kann auch das *Verstehen* eines Gegenstandes

²⁶⁴ Siehe z.B. BPP1 §1025. Wittgenstein spricht auch von einer „Technik“, in dem Sinn wie der regelgeleitete Gebrauch eines Ausdrucks eine Technik ist. Siehe auch PU §125.

²⁶⁵ Auch das Wort in verschiedenen Bedeutungen zu *sagen*, also verschieden zu *meinen*, ist ja eine Frage der *Absicht*, also davon, was im weiteren Verlauf damit getan werden *soll*. Siehe PUII S. 553.

²⁶⁶ Siehe z.B. PUII S. 550. Deutlicher wird dies in früheren Versionen der Stelle: Ms 129 S. 123. Ein Deuten ist hier eine Handlung z.B. eine Äußerung, die zeigt, dass etwas auf eine bestimmte Weise aufgefasst wird.

sein, in dem Sinne, dass man regelhafte Zusammenhänge kennt und sich danach richten kann.

2 Das visuelle Erlebnis bei der Wahrnehmung von Aspekten

Was *erlebt* man nun beim Wahrnehmen von Aspekten? Ginge es nach den drei Ebenen, die ich im letzten Abschnitt unterschieden habe, so scheint das einem einfachen Modell von Wahrnehmung zu folgen. Auf einer ersten Ebene wäre uns durch die Wahrnehmung des Gegenstandes eine Art Beschreibung von ihm gegeben. Man *sieht* z.B. seine Formen und Farben und kann den Gegenstand hinsichtlich dieser Eigenschaften beschreiben. Auf einer zweiten Ebene würde man den so beschriebenen Gegenstand dann weiter interpretieren. Es gäbe also Regeln, Deutungen oder Überzeugungen, die darauf aufbauen, was man durch visuelle Wahrnehmung „direkt“ über den Gegenstand erfährt. Nur die erste Ebene könnte man wirklich mit einem *Sehen* und mit *visuellen* Erlebnissen in Verbindung bringen, während die zweite Ebene eine Interpretation des Gesehenen wäre, die man mit „kognitiven“ Begriffen erklären müsste. Am Beispiel des „ \overline{F} “ kann man dieses Modell leicht verdeutlichen. Man würde seine Form und Farbe *sehen*, und also eine „direkte“ Beschreibung davon geben können. Und in einer solchen Beschreibung bliebe dann unerwähnt, ob es sich dabei um ein „F“ oder um das Spiegelbild eines „F“ handelt. Dies wäre dann eine Frage der Deutung oder Auffassung. Man überlegt sich, wie das Zeichen in dem gegebenen Kontext verwendet werden soll, d.h. man überlegt sich, welche Regeln für das Zeichen gelten, und entscheidet sich z.B. dafür, dass es sich um ein normales F handeln müsse. Ein solches Deuten wäre so etwas wie ein Denken oder Verstehen, d.h. es wäre kein eigenes *visuelles* Erlebnis. Man *sieht* etwas, und macht sich seine *Gedanken* darüber – das eine ist ein visuelles Erlebnis, das andere ein kognitives.

Doch die Beispiele von Aspektwahrnehmung zeigen, dass dieses Zwei-Stufen-Modell von visueller Wahrnehmung nicht richtig sein kann. Man *deutet* das „ \overline{F} “ nicht nur anders, wenn man es abwechselnd als „F“ oder als „Spiegel-F“ sieht, sondern man *sieht* es eben auch anders. Man hat andere *visuelle* Erlebnisse dabei, und kann Dinge gemäß einer Deutung *sehen*.²⁶⁷

Was folgt daraus? Vertreter der Gestaltpsychologie argumentieren, dass unsere Seherlebnisse eben nicht nur Farb- und Form-Qualitäten haben, sondern auch „Gestalt-

²⁶⁷ Siehe BPP1 §2, PUII S.530d.

Qualitäten“, die einer solchen Interpretation entsprechen. Die Argumentation von Wolfgang Köhler²⁶⁸, mit dessen Thesen sich Wittgenstein auseinandersetzt, lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Wenn wir das „*F*“ in seinen beiden verschiedenen Aspekten betrachten, dann bleiben unsere visuellen Erlebnisse *hinsichtlich Form und Farbe* unverändert. Weil sich unser Erlebnis dabei aber *insgesamt* verändert, so gibt es also daneben noch andere visuelle Qualitäten. Das visuelle Erlebnis, so Köhler, hat nicht nur Form- und Farb-Qualitäten, sondern auch „Gestalt-Qualitäten“, wie er sie nennt. Die visuell erlebte Orientierung des „*F*“ nach rechts oder links, wäre dann eine solche Gestalt-Qualität.

Ich habe schon erwähnt, dass für Wittgenstein eine solche Ansicht problematisch ist. Bei der Wahrnehmung von Aspekten geht es um *regelmäßige* Zusammenhänge. Und solche Zusammenhänge lassen sich für Wittgenstein nur im Gebrauch von Sprache finden, und nicht in irgendwelchen inneren Vorgängen oder Erlebnissen. Ein Erlebnis kann ja nicht rechtfertigen, warum aus der Tatsache, dass zwei Gesichter hakennasig sind, *folgt*, dass sie ähnlich sind. Bei der Wahrnehmung von Aspekten *erleben* wir nicht nur eine Eigenschaft (z.B. Ähnlichkeit), sondern wir erkennen, dass es einen bestimmten *regelmäßigen* Zusammenhang gibt (die Übereinstimmung zwischen zwei erlebten Eigenschaften). Ein solches Erkennen kann aber nicht wieder ein Erleben sein, denn sonst müsste es ja unabhängig erlebt werden können. Das gleiche gilt für Aspektwahrnehmungen, die einem *Verstehen* entsprechen (oder einem *Denken* oder *Deuten*).²⁶⁹ Ein Wort plötzlich zu *verstehen*, kann nicht heißen, dass man es plötzlich auf eine bestimmte Weise *erlebt*, sondern man muss plötzlich die Fähigkeit gewonnen haben, es auf eine bestimmte Weise zu verwenden. Wenn die Wahrnehmung von Aspekten also ein plötzliches Verstehen ist, oder ein plötzliches Anwenden-Können einer Regel (wie wir ja im letzten Abschnitt gesehen haben), dann darf es sich nicht einfach um ein Gestalt-*Erlebnis* handeln. Denn sonst wäre das Anwenden-Können einer Regel hier das Gleiche, wie ein bestimmtes Erlebnis zu haben, und das will Wittgenstein ja gerade bestreiten.

Er verfolgt nun zwei Argumentationslinien. Zum einen zeigt er, dass der *Begriff* des visuellen Erlebnisses nicht so klar ist, wie er vielleicht erscheint: Erlebnisse sind keine inneren Gegenstände, sondern hängen *begrifflich* mit verschiedenen

²⁶⁸ Köhler, *Gestalt Psychology*. Wittgenstein verweist in BBP1, BBP2, BPP3 mehrmals darauf.

²⁶⁹ PUII S. 500b. Siehe auch PU §316-366.

Beschreibungsweisen der gesehenen Gegenstände zusammen. Die visuellen Erlebnisse bei der Wahrnehmung von Aspekten sind daher keine zusätzlichen visuell erlebte Qualitäten (neben Formen und Farben), sondern entsprechen neuen Begriffen von visuellen Erlebnissen (ein anderer Begriff als der eines „inneren Bildes“ z.B.). Seine zweite Argumentationslinie besteht dann darin, *Unterschiede* bei solchen Erlebnisbegriffen aufzuzeigen.

Beginnen wir mit Wittgensteins Begriff von Seherlebnissen. Er stimmt Köhler insofern zu, als er einen Zusammenhang annimmt zwischen unseren visuellen Erlebnissen und der Art und Weise, wie wir die gesehenen Gegenstände beschreiben oder darstellen können.

„Was ist das Kriterium des Seherlebnisses? – was soll das Kriterium sein? Die Darstellung dessen ›was gesehen wird.‹“²⁷⁰

Wir sprechen von Seherlebnissen der Form und Farbe, weil wir Form und Farbe der gesehenen Gegenstände beschreiben können. Und wir sprechen von einem räumlichen Erlebnis, weil wir die gesehenen Gegenstände räumlich beschreiben können.²⁷¹

Solchen Redeweisen entsprechen verschiedene Begriffe von einem Seherlebnis, und erst in einem zweiten Schritt verschiedene Sinnesqualitäten oder Sinnesempfindungen, die Eigenschaften von solchen Erlebnissen sind. Betrachten wir z.B. den Begriff von einem Seherlebnis, der damit zusammenhängt, dass wir Formen und Farben der gesehenen Gegenstände beschreiben können, indem wir eine farbige (flache) Kopie herstellen.²⁷² Wer eine Zickzacklinie sieht, der kann eine exakte Kopie davon geben und sagen: „Genau so etwas habe ich gesehen“. In der Kopie ist wiedergegeben, was man sehen kann, und in einem gewissen Sinne ist sogar *alles* wiedergegeben, was man sehen kann, denn Kopie und Original sind visuell ununterscheidbar. Andere Eigenschaften der Zickzacklinie, wie die chemische Zusammensetzung ihrer Farbe, oder dass sie von einer bestimmten Person gezeichnet wurde, kann man in diesem Sinne nicht sehen, und sind daher kein Teil einer solchen Beschreibungsweise des Gesehenen. Dieser Beschreibungsweise entspricht auch ein bestimmter Begriff eines visuellen Erlebnisses: Man erlebt visuell eine Art „inneres Bild“. Eine bestimmte Farb-Verteilung

²⁷⁰ PUII S. 526c.

²⁷¹ PUII S. 526e.

²⁷² PUII S. 528d.

auf der Kopie, mit der man den Gegenstand beschreibt, entspricht dann einer bestimmten Qualität eines solchen Seherlebnisses.

Aber es gibt visuelle Erlebnisse, die in einer solchen Darstellungsform, d.h. in einem solchen *Begriff* eines Seherlebnisses und seinen Qualitäten, nicht berücksichtigt werden. Das trifft z.B. auf die visuell erlebte Räumlichkeit zu. Die Frage „Wie weit entfernt hast Du die Zickzacklinie gesehen?“ wird durch die Kopie nicht beantwortet. Man könnte das räumliche Erlebnis nun mit Hilfe eines räumlichen Modells (oder einer Seitenansicht) beschreiben. Doch ein solches Modell ist dann eine ganz andere Darstellungsform, als die flache Kopie, und nicht einfach eine Ergänzung um eine zusätzliche Qualität.²⁷³ Die flache Farbverteilung auf der Kopie, die einer bestimmten Qualität des Erlebnisses entsprechen soll, *gibt* es beim räumlichen Modell gar nicht mehr. Wir haben es mit einem neuen *Begriff* von Seherlebnissen (und deren Qualitäten) zu tun, und nicht mit einem Hinzufügen neuer Qualitäten. Der Unterschied zwischen einem Seherlebnis ohne räumliche Tiefe und mit räumlicher Tiefe ist also vor allem ein Unterschied zwischen zwei Erlebnisbegriffen, und nicht zwischen zwei Erlebnissen.²⁷⁴

Visuelle Erlebnisse darf man deshalb nicht einfach als „innere Gegenstände“ auffassen, denen man beliebige Qualitäten zuschreiben kann, so Wittgenstein.²⁷⁵ Zumindest dann nicht, solange nicht geklärt ist, um welchen Erlebnisbegriff es sich dabei handeln soll. Ein Seherlebnis ist zunächst einmal nur in dem Sinne ein „Gegenstand“, wie auch z.B. eine Zahl ein Gegenstand ist.²⁷⁶ Man muss zuerst den *Begriff* einer Zahl klären, wenn man die Frage beantworten will, welche Eigenschaften sie haben. Und es sind eben verschiedene Zahlbegriffe vorstellbar. Der Begriff einer reellen Zahl ist ein anderer als der Begriff einer imaginären Zahl, und je nachdem wie man eine Zahl auffasst, kann sie ganz unterschiedliche Eigenschaften haben.²⁷⁷ Ebenso sind auch verschiedene Begriffe von visuellen Erlebnissen vorstellbar, die ganz verschiedene Arten von Eigenschaften haben können.

²⁷³ BPP1 §85.

²⁷⁴ Man könnte das auch so ausdrücken: Es gibt nicht nur den Unterschied zwischen Seherlebnis(a) und Seherlebnis(b), sondern auch den Unterschied zwischen Seherlebnis(a) und Seherlebnis*(b). Es handelt sich um einen anderen Begriff von Seherlebnis und nicht (nur) um eine andere Qualität.

²⁷⁵ BPP1 §1081.

²⁷⁶ PUII S. 523c.

²⁷⁷ Siehe PUII S. 531a.

Wittgenstein glaubt nun, dass wir keinen *einheitlichen* Begriff von Seherlebnissen haben.²⁷⁸ Die unterschiedlichen Sprachspiele im Zusammenhang von Sehen zeigen uns nämlich keine einheitliche Weise, wie wir gesehene Dinge beschreiben können.²⁷⁹ Und da unser Begriff von Seherlebnissen mit der Weise zusammenhängt, wie wir die gesehenen Dinge beschreiben können, gibt es auch keinen einheitlichen Begriff von einem Seherlebnis.²⁸⁰ Es gibt den Begriff eines visuellen Erlebnisses als eine Art inneren Bildes oder räumlichen Modells, wie wir gerade gesehen haben. Aber in vielen Fällen ist diese Beschreibungsweise nicht geeignet, um über unsere visuellen Erlebnisse zu sprechen. Manchmal hat man vielleicht nur eine flüchtige Wahrnehmung, und das einzige, was man berichten kann, lautet: „Ich sah einen Schatten vorbeihuschen“. *Dieser* Ausdruck, und nicht eine Form- und Farb-Kopie, „beschreibt“ das visuelle Erlebnis dann am besten.²⁸¹ In anderen Fällen ist eine Beschreibung durch eine Kopie oder räumliches Modell zwar möglich, aber nicht ausreichend, um die Erlebnisse zu beschreiben, die uns interessieren. Eine spiegelverkehrte Schrift sieht für uns z.B. nicht nur umgekehrt aus (also entsprechend einer umgekehrten Kopie), sondern auch „unordentlicher“ als eine normal geschriebene.²⁸²

„»Und ist es wirklich ein anderer Eindruck?« - Um es zu beantworten, möchte ich mich fragen, ob da wirklich etwas anderes in mir existiert. Aber wie kann ich mich davon überzeugen? – ich *beschreibe*, was ich sehe, anders.“²⁸³

Durch die visuelle Wahrnehmung wird uns nicht nur eine Beschreibung von Form- und Farbeigenschaften „gegeben“, sondern auch eine Beschreibung, dass etwas „unordentlich“ sei, oder „ein flüchtiger Schatten“. Die Eigenschaft „unordentlich“ zu sein, kann „direkt“ gesehen werden, könnte man sagen. Oder dass die visuellen Erlebnisse uns einen Gegenstand *als unordentlich* repräsentieren kann, bzw. *als einen*

²⁷⁸ Unseren gewöhnlichen Begriff eines visuellen Erlebnisses hält er jedoch dem eines Bildes vergleichbar (BPP3 §513, BPP1 §896 oder Ms 133 S. 88).

²⁷⁹ PUII S. 529c, d.

²⁸⁰ „Der Begriff der Darstellung des Gesehenen, sowie der Kopie, ist sehr dehnbar, und *mit ihm* der Begriff des Gesehenen.“ PUII S. 526d.

²⁸¹ BPP3 §559. In diesem Fall gibt es gar nicht unbedingt eine *Beschreibung* des Erlebnisses, sondern vielleicht nur einen *Ausdruck*. So wie es keine gute „Beschreibung“ von dem Erlebnis der Überraschung gibt, sondern nur einen Ausdruck. Nicht jedes Erlebnis kann beschrieben werden.

²⁸² PUII S. 527c Wittgensteins Pointe dieses Paragraphen geht noch weiter. Das Beispiel zeigt, dass visuelle Erlebnisse nicht nur einer Kopie entsprechen können, sondern auch, *wie* die Kopie angefertigt wird. Buchstaben lassen sich *leicht* kopieren, Spiegelschriftbuchstaben nicht.

²⁸³ PUII S. 533a.

vorbeihuschenden Schatten. Visuelle Erlebnisse können unterschiedlich erlebt werden, wenn sie sich durch ihren repräsentationalen Gehalt unterscheiden, und dieser Gehalt umfasst nicht nur Eigenschaften von Farben und Formen, sondern auch Eigenschaften wie „unordentlich“ oder „ein vorbeihuschender Schatten“.

Doch es bleibt die Frage, auf welche Weise die verschiedenen Eigenschaften dabei visuell erlebt werden, also ob es sich jeweils um den gleichen Erlebnisbegriff handelt. Ist das visuelle Erlebnis der Unordentlichkeit einer Spiegelschrift vergleichbar mit dem visuellen Erlebnis ihrer Farbe? Sieht und erlebt man die Form eines Sessels auf vergleichbare Weise, wie seinen Stil (z.B. Louis-XIV)?²⁸⁴ Und erlebt man z.B. die Schönheit oder Abscheulichkeit eines Gegenstandes tatsächlich auf *visuelle* Weise?²⁸⁵ Es gibt hier keine einheitliche Antwort. „Visuelles Erlebnis“ und auch der Ausdruck „visuell“ sind keine einheitlichen Begriffe, und es muss im Einzelfall entschieden werden, was damit gemeint ist.

Vor diesem Hintergrund kann das Sehen von *Aspekten* besser verstanden werden. Es überlagern sich dabei nämlich zwei verschiedene Begriffe von visuellen Erlebnissen. Wenn man einen Aspekt bemerkt oder wenn ein Aspekt sich ändert, so ändert sich die Beschreibungsweise des gesehenen Gegenstandes,²⁸⁶ d.h. man beschreibt den Gegenstand mit einem neuen Begriff. Und das Besondere am *Sehen* von Aspekten, besteht nun darin, dass man diese neue Beschreibungsweise auch visuell erleben kann. Es gibt nicht nur den Begriff eines Seherlebnisses, bei dem wir Farben und Formen visuell erleben, sondern offenbar auch einen Begriff, bei dem wir Ähnlichkeiten erleben, ein unordentliches Aussehen, oder eine Figur in einem Vexierbild vor ihrem Hintergrund.

Doch gleichzeitig handelt es sich bei der Wahrnehmung von Aspekten ja um *kognitive* Vorgänge, also um ein Schließen oder ein Verstehen, das auf einer *anderen* Beschreibungsweise des gesehenen Gegenstandes aufbaut. Wenn jemand zwei Gesichter als hakennasig beschreibt, und dann bemerkt, dass er sie als ähnlich beschreiben kann, dann muss er dazu eigentlich kein besonderes visuelles Erlebnis haben. Seine Beschreibung der beiden Gesichter *als ähnlich* ist also nicht unbedingt ein Kriterium dafür, dass er sich als ähnlich *sieht*, sondern, dass er bestimmte Schlüsse

²⁸⁴ BPP3 §750-754.

²⁸⁵ BPP3 §757.

²⁸⁶ PUII S. 528b.

ziehen kann. Besonders deutlich ist das beim Sehen eines Quadrates als zwei Dreiecke. Wenn jemand ein Quadrat als zwei Dreiecke beschreiben kann, dann ist das kein Kriterium dafür, dass er es als zwei Dreiecke *sieht* oder *erlebt*. Jemand, der ein Quadrat als zwei Dreiecke beschreiben kann, der muss abgesehen von dem Quadrat überhaupt nichts besonderes dabei *sehen*, sondern er muss bestimmte geometrische Regeln kennen. Auch wenn ein Kind das Quadrat so beschreiben kann, dann würden wir normalerweise nicht behaupten, dass es das Quadrat als zwei Dreiecke *visuell erlebt*. Stattdessen würden wir sagen, dass es die Technik beherrscht, Quadrate in Dreiecke aufzuteilen.

Man kann das Sehen von Aspekten also auf zwei verschiedene Weisen auffassen. Entweder als ein „direktes“ *Sehen* von bestimmten Eigenschaften, also um ein visuelles Erlebnis, das dieser Beschreibungsweise entspricht. Oder aber als die kognitive Interpretation, oder die Deutung eines *anderen* Sehens, das einem anderen Begriff eines Seherlebnisses entspricht. Das Bemerkens der Ähnlichkeit kann man als „direktes“ *Sehen* von Ähnlichkeit auffassen, oder als „direktes“ *Sehen* von den Eigenschaften, hinsichtlich derer die Ähnlichkeit besteht, zusammen mit einer kognitiven Interpretation, bei der man die Übereinstimmung der Eigenschaften feststellt.

Das visuelle Erlebnis findet nicht einfach parallel zu dem Interpretieren oder Verstehen statt, denn man kann es nicht davon „ablösen“. Wenn es ein unabhängiges visuelles Erlebnis von Ähnlichkeit gäbe, dann müsste dieses Erlebnis z.B. eine Stunde lang andauern können (so wie das ja bei einem visuellen Rot-Erlebnis möglich ist). Aber das Erleben der Ähnlichkeit verhält sich in diesem Sinne wie das kognitive *Bemerkens* einer Ähnlichkeit, das nach kurzer Zeit wieder vergeht.²⁸⁷

Die Wahrnehmung von Aspekten darf man nicht in ein visuelles Erlebnis und einen kognitiven Vorgang aufteilen, so Wittgenstein, sondern es handelt sich um ein Phänomen, das sich *begrifflich* dazwischen befindet. Es „kreuzen“ sich verschiedene Begriffe.²⁸⁸ Sehen von Aspekten hat einerseits Gemeinsamkeiten mit unserem Begriff von Denken, Verstehen, Deuten oder Auffassen, und andererseits Gemeinsamkeiten mit unserem Begriff von visuellen Erlebnissen, wie die von Farben und Formen. Es kann nicht dem einen oder anderen zugeordnet werden, sondern es gibt begriffliche

²⁸⁷ PUII S. 546-549.

²⁸⁸ PUII S. 549a.

Gemeinsamkeiten mit beiden: „Es ist ein Sehen, *insofern*... Es ist ein Sehen nur insofern, *als*... (Das scheint mir die Lösung.)“²⁸⁹.

Als Beispiel einer solchen Rechtfertigung dafür, *inwiefern* eine bestimmte Aspektwahrnehmung ein Sehen ist, stellt sich Wittgenstein einen „Aspektblinden“ vor.²⁹⁰ Der Aspektblinde würde also weiterhin die Zusammenhänge erkennen können, die durch Regeln gegeben sind, aber er würde sie nicht *visuell* erleben. Er könnte also die Ähnlichkeit zwischen zwei Gesichtern bemerken (er schließt sie aus den Eigenschaften, die er wahrnimmt), aber er würde sie nicht *sehen*. Der Unterschied zwischen einem Aspektblinden und einem „normalen“ Betrachter macht dann deutlich, inwiefern sich ein kognitives Erkennen von Aspekten begrifflich von einem Sehen von Aspekten unterscheidet. Der Betrachter könnte z.B. den Aspekt nicht mehr so *spontan* erkennen, und manche *Feinheiten* würden ihm entgehen. Und in *diesem* Sinne handelt es sich um ein Sehen, d.h. ist es begrifflich mit einem Sehen verwandt. Das Erleben einer Ähnlichkeit zwischen zwei Gesichtern, ist also begrifflich einem visuellen Erlebnis, also einem *Sehen* verwandt, weil man z.B. die beiden Gesichter genauso spontan als ähnlich beschreiben kann, wie man sie auch als hakennasig beschreiben kann, weil wir uns keines logischen Schließens bewusst sind, oder weil wir es auch selbst ein „visuelles“ Erlebnis nennen. Und es ist einem kognitiven Bemerkten verwandt, weil es nicht lange andauern kann, weil man an die Ähnlichkeit denkt, sobald man sie erlebt, weil *andere* visuelle Erlebnisse dafür die Voraussetzung sind, etc.

3 Sehen und Verstehen von Bildern

Zum Abschluss will ich zeigen, dass sich die visuelle Wahrnehmung eines Bildes als die Wahrnehmung eines Aspektes auffassen lässt. Einerseits kann man auf „direkte“ Weise *sehen*, was auf einem Bild abgebildet ist. Andererseits handelt es sich dabei um eine Deutung oder ein Verstehen, das auf einer anderen Beschreibungsweise des Bildes aufbaut.

Wer ein Bild betrachtet, der könnte es hinsichtlich seiner Farbverteilung und seines ähnlichen Aussehens beschreiben. Eine Farbverteilung und bestimmte Ähnlichkeiten,

²⁸⁹ BPP2 §390. Siehe auch PUII S. 537c, d. BPP2 §462.

²⁹⁰ PUII S. 551-552.

die sie mit anderen Gegenständen besitzt, kann man *sehen* und *visuell erleben*, wie im letzten Abschnitt gezeigt.²⁹¹

Dass dieses Bild dann einen bestimmten Gegenstand *abbildet*, entspricht einer bestimmten *Auffassung* des so beschriebenen Bildes. Man braucht dafür kein zusätzliches visuelles Erlebnis. Angenommen ein Betrachter sieht einen Kreis und bemerkt, dass er Ähnlichkeiten mit einem Ball hat. Um diesen Kreis nun als Bild von einem Ball zu beschreiben, muss er die Zeichnung nicht unbedingt anders *sehen*, sondern auf eine bestimmte Weise auffassen. Er muss annehmen oder auch voraussetzen, dass bestimmte Zusammenhänge für die Zeichnung gelten, z.B. dass sie sich auf einen Kreis bezieht. Ein solches Auffassen oder Verstehen ist ein kognitiver Vorgang. Man sieht und erlebt eine farbige Fläche mit ihrem ähnlichen Aussehen, und *interpretiert* sie als Bild von etwas.

Etwas als Bild von X zu sehen, könnte also etwas rein Kognitives bedeuten, nämlich, es als Bild von X aufzufassen bzw. so zu verstehen. Der Betrachter sieht die farbige Fläche mit ihren Ähnlichkeiten und ist „kognitiv“ der Meinung, dass auch die anderen Bedingungen für ein Bild erfüllt sind. Der Betrachter glaubt also, dass die farbige Fläche, die er sieht, für X steht, und er glaubt, dass bestimmte Eigenschaften, die er auf der Fläche erkennen kann, diesem X auf Grund von bestimmten Regeln zugeschrieben werden. Solche Überzeugungen über das Bild sind etwas Kognitives und nicht etwas Visuelles.

In *einer Hinsicht* ist die Wahrnehmung eines Bildes also eine Auffassung und ein Verstehen des Bildes. Ein Betrachter, der etwas als Bild von Napoleon sieht, der unterscheidet sich von einem Betrachter, der es nur als farbige Fläche (mit Ähnlichkeiten) sieht, weil er von bestimmten Zusammenhängen ausgeht, die für die

²⁹¹ Auch das Erkennen eines räumlichen Aussehens von Bildern kann man als das Sehen eines Aspektes verstehen, das begrifflich zwischen einem Sehen und einem Interpretieren liegt. Dabei muss man jedoch berücksichtigen, dass schon normales räumliches Sehen keinen einheitlichen Begriff bildet. Mit zwei Augen werden die Dinge z.B. *anders* räumlich erlebt, als mit einem. Im Sinne des zweiäugigen räumlichen Sehens erleben wir Bilder dann nie wirklich räumlich, außer vielleicht bei Hologrammen oder Spezialbildern, die durch eine 3D Brille betrachtet werden. Doch auch einäugig sehen wir die Welt nicht als flach. Es würde uns z.B. nicht leicht fallen, einäugig gesehene Dinge als Flächen zu beschreiben. In *diesem* Sinne erleben wir dann auch viele Bilder als räumlich: Es fällt uns nämlich nicht leicht die Fotografie eines Würfels als flache Linienstruktur zu beschreiben. Die spontane Beschreibung der Fotografie geschieht mit räumlichen Begriffen. Wenn visuelle Erlebnisse also damit zusammenhängen, wie wir die gesehenen Dinge am leichtesten beschreiben, dann sind die visuellen Erlebnisse beim Betrachten von räumlich gemalten Bildern vergleichbar, und manchmal eben sogar verwechselbar mit den visuellen Erlebnissen, die man hat, wenn man tatsächlich räumliche Gegenstände sieht.

Fläche gelten. Genauer gesagt geht er davon aus, dass die Bedingungen für ein Bild erfüllt sind.

Aber kann man das Sehen eines Bildes *als Bild*, nicht auch als ein *Sehen* auffassen, also als ein *visuelles* Phänomen? *Inwiefern* handelt es sich auch um ein Sehen?

Ein Grund dafür, diese Auffassung ein Sehen zu nennen, ist der andere Umgang, den man mit etwas hat, wenn man es für ein Bild hält. Ein Betrachter, der eine farbige Fläche als Bild auffasst, *beschäftigt* sich auf andere Weise damit, als ein Betrachter, der die Fläche nicht so auffasst. Das betrifft auch die Weise, wie wir das Bild anschauen und visuell untersuchen. Wenn der Betrachter das Bild von Napoleon als solches versteht, dann nimmt er ja an, dass ein bestimmtes Aussehen des Bildes mit dem Aussehen von Napoleon übereinstimmt. Er kann das Bild also in Hinblick auf dieses gemeinsame Aussehen betrachten und visuell untersuchen. Das ist vor allem eine Frage eines besonderen Interesses an dem Bild. Was uns an einem Bild *interessiert*, ist nicht der Rahmen oder bestimmte Pinselstriche, sondern ein bestimmtes Aussehen, das es mit den abgebildeten Dingen gemeinsam hat. Ein Betrachter, der ein Bild als Bild auffasst, der *sieht* es also auch als Bild, weil er sich für ganz bestimmte visuelle Eigenschaften des Bildes interessiert. Sein visuelles Interesse ist durch seine Auffassung verändert. Ein solcher Betrachter unterscheidet sich in seinen visuellen Erlebissen ganz erheblich von einem Betrachter, der eine Zeichnung nicht als Bild auffasst. Auch unterschiedliche Auffassungen des gleichen Bildes können zu einem ganz unterschiedlichen Sehen führen. Wenn man eine Fotografie, auf der ein Kind zu sehen ist, als frühes Bild von Albert Einstein auffasst, dann wird man das Bild ganz anders auf bestimmte Ähnlichkeiten hin untersuchen, als wenn man es nicht so auffasst. Ein bestimmtes *Sehen*, das einem bestimmten visuellen Interesse entspricht, gibt es ja auch bei Gegenständen, die keine Bilder sind. Wer die Obstschale als Dekoration auffasst, der betrachtet sie hinsichtlich ganz anderer Eigenschaften als jemand, der sie als Mahlzeit auffasst. Und wer eine Linie als Diagramm der globalen Erwärmung auffasst, der untersucht sie visuell auf andere Eigenschaften hin, als derjenige, der sie nicht so auffasst.

Manchmal *fordern* Bilder von uns geradezu eine bestimmte visuelle Beschäftigung mit ihnen, wie wir ja schon bei unserer Diskussion um Bezugnahme gesehen haben. Wir *sollen* uns z.B. manchmal vorstellen, den abgebildeten Gegenstand selbst zu sehen. Etwas als Bild zu verstehen, kann also bedeuten, dass man das Bild mit dem

Abgebildeten gewissermaßen „identifizieren“ soll und sich dabei in eine Art Vorstellungswelt begeben soll. Etwas als Bild zu verstehen, kann also bedeuten, dass man versteht, was man sich vorstellen soll. Man fasst eine blaue Fläche als Bild des Himmels auf, indem man versteht, dass man sich den Blick in den Himmel dabei vorstellen soll. Eine solche visuelle Beschäftigung mit dem Bild, bei dem Vorstellungen eine Rolle spielen, kann man ebenfalls als ein besonderes visuelles Erlebnis bezeichnen. Ich glaube auch, dass es diese Art von Erlebnissen ist, auf die Wollheim mit seinem Begriff von „Sehen-in“ hinauswill. Man kann Bilder mit dem Abgebildeten *identifizieren* (z.B. metaphorisch oder in der Vorstellung) und auf diese Weise den abgebildeten Gegenstand „in“ dem Bild sehen.²⁹² Ein solches Sehen ist zwar nicht bei *allen* Bildern gefordert, und es ist es auch nicht *nur* bei Bildern gefordert, aber es ist bei vielen Bildern *möglich*, und bei manchen Bildern eben auch gefordert, wenn man sie richtig verstehen will. *Insofern* kann das Verstehen einer Fläche als Bild von X also ein *Sehen* genannt werden.

Letztlich ist die Wahrnehmung von Bildern als Bilder aber auch ein ganz gewöhnliches Sehen im epistemischen Sinne. Wir haben die visuelle Fähigkeit, bestimmte Gegenstände zu erkennen, und das gilt für Polizisten nicht anders als für Bilder, auf denen etwas abgebildet ist. Wir können sehen, dass jemand ein Polizist ist, und wir können sehen, dass etwas ein Bild ist, auf dem etwas Bestimmtes abgebildet ist. In beiden Fällen gibt es eine Menge von Hintergrundannahmen, und in beiden Fällen können wir uns natürlich täuschen, aber die eine Wahrnehmung ist nicht viel ungewöhnlicher als die andere. Es gibt jeweils verschiedene Kriterien, an denen wir Polizisten oder Bilder erkennen können, aber wir können diese nicht unbedingt benennen. In diesem Sinne erkennen wir Polizisten und Bilder *direkt*. Wir ziehen keine Schlüsse. Bilder und Polizisten werden in den meisten Fällen ohne Zwischenschritte visuell erkannt, auch wenn es natürlich in manchen Fällen viel Wahrnehmungserfahrung erfordert, um an diesen Punkt zu gelangen. Es ist nicht unbedingt leicht, zu *erlernen*, bestimmte Arten von Bilder oder einen Polizisten visuell zu erkennen, doch wer eine solche Fähigkeit einmal beherrscht, bei dem geschieht das Erkennen auf sehr unmittelbare Weise. Die Art und Weise, wie Bilder abbilden und darstellen, ist faszinierend und komplex, und ebenso komplex ist daher unser Bild-

²⁹² Wittgenstein nennt dieses identifizierende Sehen ein „Betrachten als“, um es von einem „Sehen als“ zu unterscheiden. PUII S. 538-539.

Begriff und seiner Erlernung. Wer *begründen* will oder *rechtfertigen*, dass auf einem Bild etwas Bestimmtes abgebildet ist, der muss den komplexen Mechanismus erklären, der das Bild mit dem Abgebildeten verbindet. Wer jedoch ein Bild betrachtet, und *sieht*, was darauf abgebildet ist, der erlebt etwas sehr Unmittelbares: Er erkennt visuell, dass es sich um ein Bild handelt und er erkennt, was darauf abgebildet ist.